

Über Kaschuben. Ein Reader

Zur eigenen Verwendung zusammengestellt
von

Klaus-Dieter Kreplin

Stand: 15.4.2002

Teil GQ:

GESCHICHTE - QUELLEN

(vorläufige Version, Stand 4.2002)

Teil 2

F. W. F. Schmitt: Land und Leute von/in Westpreußen (1870)

Nationalitätenkarte von Pommerellen und Posen, herausgegeben im J.
1913 vom „Ostmarkenverein“

Land und Leute von/in Westpreußen^{ab}

Von F. W. F. Schmitt

Dr.Phil. (Lulkau bei Thorn)

Ergänzung:

Nationalitätenkarte von Pommerellen und Posen, herausgegeben im J. 1913 vom „Ostmarkenverein“

^a Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde. Unter Mitwirkung von Droysen, L. von Ledebuhr, Preuß, L. von Ranke und Riedel herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hassel. Siebenter Jahrgang 1870, S.33-47, 189-229, 553-568, 611-624. (Teil I: „von“, Teile II-IV: „in“)

^b Abschrift durch Michaela Ritter, Berlin. Die nichtnummerierten Fußnoten stammen von Schmidt. Es sollte hier nur eine möglichst getreue Abschrift durchgeführt werden, an eine weitergehende Erklärung der im Text vorkommenden Begriffe war hier nicht gedacht; sie kann eventuell zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden. Zusammen mit der alten Schreibweise (es gab ja in Deutschland mittlerweile mindestens zwei große Rechtschreibformen) macht das den Text, speziell für Interessenten mit nichtdeutscher Muttersprache, aber nicht nur für diese, teilweise schwer verständlich. Kreplin

I.

Die Distrikte an der untern Weichsel, welche man gegenwärtig mit dem Kollektivnamen „Westpreußen“ zusammenfaßt, bieten in mehr als einer Beziehung ein ganz besonderes Interesse dar.

Der Geologe sieht in ihnen ein Territorium, auf welchem die bedeutendsten tellurischen Umwälzungen sich noch in späteren - fast historischen Zeiten - vollzogen haben; der Ethnograph den Boden, um welchen Germanen, Slaven und Letten schon vor der Völkerwanderung in Kampf lagen; der Geschichtsforscher die Brücke, welche einst von den undeutschen Erwerbung des deutschen Ordens nach Deutschland führte und welche später die beiden großen östlichen Komplexe der preußischen Monarchie verband; der Politiker den Schauplatz, auf welchem der Kampf der Nationalitäten andrängt, und wo vielleicht das Loos der Entscheidung fallen wird.

Westpreußen ist *streitiger* Boden im eminenten Sinne, Der streitige Charakter ist es, der seine Bewohner, seine Erde, seine Gewässer, ja selbst seine Kraft und sein Klima bezeichnet.

Zwar schließt die preußische Monarchie noch andere Provinzen und Landestheile in sich, welche nach ihrer geschichtlichen, wie geographischen Entwicklung den westpreußischen Distrikten ähneln. Was namentlich den Kampf der Nationalitäten betrifft, so scheinen die Provinzen Posen, Schlesien und Pommern mit Westpreußen ganz in derselben Lage zu sein.

Doch findet sich ein merklicher Unterschied.

In *Pommern* und *Schlesien* beschränken sich die slavischen Elemente auf einen dürftigen Überrest, welcher, wenn nicht der Gang der Geschichte eine andere Richtung nehmen sollte, allmählich verschwinden muß; in *Posen* bedarf das Deutschthum, um sich gegen die dort übermächtigen slavischen Elemente zu halten, der großen Anstrengung. In *Pommern* und *Schlesien* ist der Kampf der Nationalitäten so gut, wie ausgekämpft; in *Posen* hat er noch kaum begonnen. *Westpreußen* aber nimmt in dieser Beziehung noch immer denselben Standpunkt ein, den es seit Jahrhunderten eingenommen; in Westpreußen stehen sich die beiden Nationen mit fast gleichen Kräften gegenüber, und keine ist geneigt, der andern den Vorzug zu lassen.

Westpreußen ist derjenige Landestheil, in welchem der Kampf der Nationalitäten von jeher den meisten Schwankungen unterworfen war.

Die Provinzen *Pommern* und *Schlesien* streben seit dem 12. Jahrhundert in stetigem, niemals ernstlich unterbrochenem Fortschritt der Germanisirung zu. In *Westpreußen* dagegen erlitt die germanische Strömung, welche zu gleicher Zeit, wie in *Pommern* und *Schlesien* begonnen hatte, im 13. Jahrhundert von der slavischen Seite her einen wirksamen Gegenstoß. Der unter polnischer Ägide um sich greifenden Polonisirung trat denn seit 1772 eine abermalige Erhebung des Deutschthums gegenüber, das unter den Fittigen des schwarzen Adlers neue Kraft gewann.

So hat der Kampf hier mehrmals auf- und abgewogt, ohne eine endgültige Entscheidung herbeizuführen; und nach den Kämpfen von Jahrtausenden ist Westpreußen in dieser Beziehung kaum weiter, als in der Zeit der Bevölkerung, da sich die Sprößlinge der verschiedenartigen Stämme auf seinem Boden begegneten.

Als 1772 die in Rede stehenden Territorien an Preußen fielen, war man um einen passenden Namen für diese neue Erwerbung in Verlegenheit.

Die unter der polnischen Herrschaft üblich gewesene Benennung „Polnisch Preußen“ war *thatsächlich* beseitigt. Der offizielle Titel des „Königlichen Preußen“ bereits seit dem 18. Januar des Jahres 1701 unpassend und obsolet. Der Name Neu-Preußen, welchen gewisse Behörden in den Gang zu bringen suchten, wurde von oben herab gemißbilligt, da er sich mehr für ein neu entdecktes Land zu eignen scheine, als für ein reoccupirtes (wofür nach Herzberg's Deduktionen Westpreußen gelten sollte). Herzberg schlug damals die beiden Namen: „Westpreußen“ und „Niederpreußen“ vor, von denen der große König mit dem ihm angeborenen Takte den ersteren vorzog.

Was eigentlich Herzberg veranlaßt hat, den Namen „Niederpreußen“ mit vorzuschlagen, ist schwer zu begreifen. Vielleicht dachte er an die Weichselniederungen, welche man - allerdings mit Recht - als die Krone der neuen Erwerbungen betrachtete. Ein Mann von seinen historischen Kenntnissen hätte aber bemerken sollen, daß man unter dem Namen „Niederpreußen“ ehemals die ostpreußischen Distrikte an der Alle und dem Unter-Pregel im Gegensatz zum Ostpreußischen Oberland verstanden hatte. Weniger ist ihm der geographische Widerspruch zu verübeln, daß er denjenigen Theil der jetzigen Provinz Preußen *niedrig* nennen wollte, dessen Hauptplateau (auf der linken Weichselseite) bedeutend *höher* gelegen ist, als der andere.

Westpreußen war damals in geographischer Hinsicht noch viel mehr „terra incognita“ als heutzutage. Wenn selbst der preußische Kinderfreund in seinen neueren Auflagen den westpreußischen *Thurmberg* bei Schönberg im Karthäuser Kreise (den einzigen wirklichen Berg auf der ganzen pommerisch-preußischen Seenplatte) ignoriert, während er die oft recht winzigen ostpreußischen Hügel der Reihe nach aufzählt - so kann man es einem Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, der keine amtlichen Vermessungsregister vor sich hatte, kaum verdenken, daß er in orographischen Täuschungen über diese Gegend befangen war.*

Allerdings war der für die neue Provinz geeignete Name um so schwerer zu finden, als sie aus drei verchiedenen Stücken bestand, wie noch gegenwärtig. Denn sie umfaßte: 1) den *altpreußischen* Antheil auf dem *rechten* Weichselufer - welchem Antheile der Name „Westpreußen“ - historisch genommen - allein zukam; 2) den *pommerischen*, auf der *linken* Weichselseite belegenen Antheil, welcher ehemals „Ostpommern“, „Kleinpommern“ oder „Pommerellen“ hieß, 3) den *großpolnischen* Antheil zu beiden Seiten der *Netze*, welchen man anfangs „Kleinpreußen“ getauft hatte, später aber - wohl passender - den „Netzedistrikt“ betitelte.

Der Netzedistrikt durfte, als ein Anhängsel an Pommerellen bei der Namengebung allerdings außer Acht gelassen werden. Welcher der beiden anderen Komplexe aber den Namen bestimmen sollte, erschien um so zweifelhafter, als der pommerische Antheil den altpreußischen an Größe übertraf. Zudem befand sich in demselben ein starker Bruchtheil der fruchtbaren Weichselniederung, - *Danzig's*, das man zwar nicht hatte, aber doch zu erwerben hoffte, nicht zu gedenken.

Da indessen der Name „Preußen“ für beide Antheile bereits zu polnischen Zeiten sich eingebürgert hatte; da ferner, dem Gange der historischen Ereignisse nach, Pommerellen von Preußen aus - nicht aber umgekehrt - erworben war; da endlich der Erwerb dieser Landestheile sämmtliche preußischen Lande unter dem Scepter der Hohenzollern vereinigte, so daß sich von jetzt ab das Oberhaupt derselben nicht mehr „König *in* Preußen“, sondern „König *von* Preußen“ betiteln durfte - betrachtete man mit Recht das Land auf dem rechten Weichselufer als das Hauptland des Komplexes, und anstatt ihn „Ostpommern“ zu nennen, benannte man ihn „Westpreußen“.

* Im Übrigen kannte er Westpreußen gut genug. Er war demselben schon durch seinen Geburtsort, Lettin, nahe gerückt, welches unweit des westpreußischen Städtchens *Landeck*, an der Grenze dreier Landschaften: *Pommern, Pommerellen und Groß-Polen* lag.

Wenn Friedrich der Große den Netzedistrikt zu dem „Westpreußen“ genannten Komplexen schlug, war dies allerdings eine rein administrative Maßregel. Da der Netzedistrikt nicht hinreichenden Umfang besaß, um einen eignen provinziellen Körper zu bilden, war nichts natürlicher, als daß man ihn der neuen Provinz „Westpreußen“ hinzufügte; zumal man derselben für die Losreißung des *Ermelandes*, des *Bütow-Lauenburgischen Distriktes* und der *Starostei Draheim* einen Ersatz schuldig war.

Aber auch abgesehen von dem Gesichtspunkte einer bequemen Verwaltung, muß diese Kombination als eine sehr glückliche bezeichnet werden, da die an der Netze belegenen Territorien dem benachbarten Pommerellen in jeder Beziehung ähnlich waren. Die Grenze, welche man im Frieden von Kalisch (1343) zwischen Pommerellen und der polnischen Kraina gezogen hatte, erwies sich als eine willkürliche, rein *politische* Grenze ohne alle ethnographische Basis oder Konsequenz. Auch heute noch, da der größte Theil des Netzedistrikts von Westpreußen abgelöst zum Großherzogthum Posen gehört, hat er einen viel mehr westpreußischen als posenschen Zuschnitt. Noch im Jahre 1848, während des Posener Aufstandes, wurden zahlreiche Stimmen laut, welche die Wiedervereinigung des Netzedistriktes mit Westpreußen forderten.

Ebenso kann die Losreißung des Ermelandes, welches zu Ostpreußen, so wie auch der Lande Bütow-Lauenburg und der Starostei Draheim, welche zu Pommern, resp. der Neumark geschlagen wurden, vom ethnographischen Gesichtspunkte aus nur gebilligt werden.

Die Ermeländer waren während der polnischen Herrschaft in doppelter Hinsicht isolirt gewesen: *geographisch*, insofern sie mit den anderen polnischen Gebietstheilen kaum zusammenhangen; *politisch*, indem sie unter einem geistlichen Fürsten standen, der mit der polnischen Republik nur durch eine Art von Lehnsnexus verbunden war. Sie hatten sich in Folge dessn zwar streng katholisch, aber rein deutsch erhalten, daß sie zu der westpreußischen, fast überall gemischten Bevölkerung, nicht mehr paßten. Desgleichen hatten sich die Bewohner der Bütow-Lauenburgischen Lande, sowie der Starostei Draheim, während des langjährigen brandenburgischen Pfandbesitzes vom polnischen Wesen in einer Weise entwöhnt, daß ihrer Hinzufügung zu Hinterpommern, resp. der Neumark, nichts mehr im Wege stand.

So kann man sagen, daß in dem Westpreußen von 1772, dem Westpreußen des großen Friedrich, die Bevölkerung, obwohl aus verschiedenen Landestheilen

zusammengebracht, einen gleichförmigen Charakter hatte. Auf beiden Seiten der Weichsel sowohl, wie auf beiden Seiten der Netze waren deutsche und slavische Elemente derartig miteinander vermischt, daß sie sich das Gleichgewicht hielten. Nur in dem Kulmer Lande (dem südlichen größeren Theile des westpreußischen Antheils) hatte das Polenthum ein Übergewicht gewonnen, so daß die deutschen Elemente dagegen aufzukommen kaum im Stande waren. Doch wurde dieser Umstand wieder dadurch ausgeglichen, daß man aus Rücksichten und Arrondirung die ostpreußischen - zum größten Theile von Deutschen bewohnten - Antheile des ehemaligen Bisthums Pomesanien (die jetzigen Kreise Marienwerder und Rosenberg) zu Westpreußen schlug. Die an der Weichsel belegene Hauptstadt dieses Antheils, der früher die polnischen Gebiete am rechten Weichselufer, wie ein Keil, gespalten hatte - *Marienwerder* - ward dann zur Hauptstadt der ganzen Provinz gemacht. Von dort aus sollten sich die ostpreußischen Traditionen über das neuerworbene Land verbreiten und Früchte bringen, die der ostpreußischen ähnlich wären. Einem Sauerteige gleich wurden die ostpreußischen Gebietstheile den westpreußischen beigemischt, um die deutschen Elemente aufgehen zu machen, welche darin unterdrückt waren oder schlummerten.

Wie sehr der große König bemüht war, seine neue Besetzung, welche er ganz devastirt empfang, wieder in Aufnahme zu bringen, kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Begnügen wir uns, die Schwierigkeiten, denen er bei Lösung dieser Aufgabe begegnete, näher ins Licht zu setzen.

Wir wissen, daß der König von den Vorurtheilen seines Zeitalters - des *merkantilen* Zeitalters - nicht unberührt geblieben war. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er die Basis des Nationalwohlstandes, den Ackerbau, gebührend würdigte. Lange bevor das physiokratische System in die Mode kam, hat er die Hauptgrundsätze desselben (ohne ihre Auswüchse) richtig angewandt.

Demgemäß trug er vor allen Dingen Sorge, daß der Ackerbau in Westpreußen gehoben und auf einen Standpunkt gebracht wurde, welcher den sonstigen Kulturzuständen der Monarchie entsprechend war.

Gleich bei diesem Bestreben traten ihm größere Hindernisse in den Weg, als er sie irgend erwartet hatte. Natur und Mensch zeigten sich in einem Grade widerspenstig, von welchem man keinen Begriff gehabt.

Ein Anderer wäre vor einer Aufgabe von so zweifelhaftem Erfolge zurückgebebt; für ihn bildete die Schwierigkeit des Unternehmens nur einen größeren Reiz. Unbekümmert um das Kopfschütteln der Einen, den bösen Willen der Andern,

einzelner Mißerfolge nicht achtend, an denen er sich ohne Schuld wußte - ging er gerade auf das hohe Ziel los, das er sich vorgesetzt. Das Pflichtgefühl, welches in ihm vielleicht lebendiger war, als in irgend einem Fürsten seines Zeitalters, verlieh ihm diejenige Kraft und Ausdauer, welche zu einer solchen Riesenarbeit erforderlich wurde. Die Vorsehung aber versah ihn mit Werkzeugen, geschickt und geeignet seine Ideen auszuführen. Wem solche Herren der Bürokratie, wie *Domhardt, Roden* und *Schönberg von Brenkenhof* zur Seite standen - war allerdings im Stande, sie einer Arbeit zu unterziehen, welche gewöhnlichen Sterblichen unmöglich schien.

Wer Westpreußen kennt, weiß zur Genüge, daß der dortige Boden verschieden, das dort herrschende Klima aber von den unangenehmsten und ungünstigsten der ganzen nördlich-gemäßigten Zone ist.

Westpreußen besteht aus zwei Höhenländern, zwischen denen das untere Weichselthal gleich einer Mulde liegt.

Das *östlich* der Weichsel belegene Plateau ist ein Theil der *preußischen Seeplatte*, welche vom Meere, der Weichsel und der polnisch-litthauischen Ebene begrenzt wird. Der Westrand desselben erhebt sich gleich über die Meere in steilen Anhöhen und zieht sich parallel mit der Nogat und Weichsel in südwestlicher resp. südlicher Richtung bis Ostromecko hin. Hier aber biegt er südlich ab und zieht sich, sanft abfallend, nach dem Drewenzthale hinab bis etwa preuß. Leibitsch. Der Südrand besteht aus fast steilen Bergen, namentlich bei Gollab und bei Gurznow, welches letztere von ihnen den Namen trägt (Górzo vom poln. Góra=Bergen). Von hier ab zieht er sich flacher nach dem ostpreußischen Masurenland. Von dem Ost- und Nordrande wird Westpreußen nicht mehr berührt. Es gehört zu demselben nur ein guter Theil der West- und Südseite, welcher, wie das ganze Gebirge, aus unregelmäßigem, halb welligem, halb zerklüftetem, fast überall von Seen durchsetzten, Terrain besteht. Die Westseite gehört theilweise zu dem sogenannten Oberlande, welches zwischen Ost- und Westpreußen an der Grenze liegt. Durch dieses Oberland zieht sich in der Richtung von Süden nach Norden - von der Drewenzquelle bis zur Ostsee - der große Seestrang, welcher in neueren Zeiten mittelst des Bauwunders der schiefen Ebene kanalisiert worden ist.

Die Landschaft im Westen des Oberlandes, welche uns hier allein angeht, ist mäßig bewaldet und erfreut sich größtentheils eines lehmigen, fruchtbaren Bodens. Namentlich ist der südliche Theil desselben - das sogenannte Kulmer Land - als der beste Weizenboden in der ganzen preußischen Monarchie berühmt. Die

südöstlichen, an Masuren grenzenden Landstrecken - als die Kreise Straßburg und Löbau - enthalten schon mehr Sandschollen. Es finden sich dieselben aber nirgend in der Ausdehnung vor, wie auf dem linksseitigen Weichselufer.

Das *westlich* der Weichsel belegene Plateau wird zu der *pommerischen Seenplatte* gerechnet, welche zwischen dem Meere, der Weichsel und der pommerisch-neumärkischen Ebene liegt. Der Ostrand desselben erhebt sich unweit Danzig in steilen Anhöhen und Kuppen über die Ostsee, verflacht sich weiterhin südlich immer mehr, und zieht sich dem Weichselstrom parallel bis zur Einmündung der Brahe hin. Von hier beginnt die Südgrenze, welche in sanften Abfällen der Netze entlang bis zum Einfluß der Drage geht. Die Westgrenze zieht sich von hier in nordöstlicher Richtung an der westpreußischen Grenze bis zum Meere hin. Der Nordrand wird fast vom Meere selbst gebildet, zwischen welchem und den Bergen nur ein schmaler Streifen von Ebene übrig bleibt.

Die ganze Platte zerfällt in drei größere Gruppen: das *Bergland von Nord-Pommerellen*, die *Tucheler Haide* und das *südpommerellische Höhenland*.

Das *Bergland von Nord-Pommerellen*, auch „blaues Ländchen“*, auch „die Kassubische Schweiz“ genannt, besteht aus unregelmäßigen, von Seen und Flußthälern vielfach durchfurchten Berggruppen, welche den transvistulanischen Kuppen an Höhe überlegen sind. Wenige Meilen von Danzig stößt man auf Höhen, wie sie in Ostpreußen niemals gefunden werden. Der *Thurmberg* bei Schönberg im Karthäuser Kreise wird von den Geographen für die höchste Bodenanschwellung auf dem gesammten Landrücken zwischen Ural und Skagen's Horn gehalten. Man schätzt seine Höhe auf 1022 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Bergspitze bei *Lenzberg* unweit Buschkau wird auf 806 Fuß, die Bergspitze bei *Hoppendorf* unweit Fitschkau auf 725 Fuß angegeben. Die Apotheke des Kreisortes *Karthaus* liegt 697 Fuß über dem Meeresspiegel. Dies ist die Stelle, wo sich der Reisende, welchem Westpreußen, der Angabe seines geographischen Leitfadens gemäß, als eine große Ebene vorschwebt, zu seinem Erstaunen einem wild-romantischen Gebirgslande gegenüber sieht, das ihn - wenn nicht an die Schweiz - so doch an die seedurchfurchten Bergmassen des Vor-Alpen-Landes erinnert. Hohe Bergesgipfel wechseln mit tiefen Thalkesseln und Rinnsalen, schwarze Föhrenwäldchen mit lichtblauen Seen ab. Nicht selten erquickt sich das Auge des Wanderers an schönem

* Ebenso heißt bekanntlich der Sternberger Kreis in der Neumark. Was das *Kassubische* „blaue Ländchen“ betrifft, so hat es seinen Namen wohl von den mit Fichtwald bewachsenen Bergen, welche in der Nähe *schwarz*, in der Ferne aber *blau* aussehen.

Laubholz, Eichen und Buchen, Birken, Elsen und Espen, welche vereinzelt, oder auch massenweise zwischen den Föhren grünen. Wenn nicht statt allemannischer Kehllaute und der breiten bojoarischen Diphtonge, slavische Zischlaute und scharf accentuirte Kurz-Vokale an seine Ohren klängen, würde er sich in Gegenden versetzt glauben, welche den klassischen Zackenländern Tell's und Hofer's benachbart sind.

Westlich fallen diese Berge in sanften Abhängen nach der untern Leba ab, wo sie unweit der Stadt Lauenburg ihren Abschluß finden. Südlich senken sie sich etwas steiler zu den steinigen unfruchtbaren Gefilden des Berenter Distrikts hinunter, welche sich bis an die Tucheler Haide ziehen.

Das eigentliche nord-pommerellische Hochland, wie auch sein westlicher Abfall, hat fast überall sandigen Lehmboden, welcher dem Ackerbau günstig ist. Der Landwirth hat hier nur mit der Rauigkeit des Klimas und mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihm die Unebenheit des Bodens entgegenwirft. Am Südostrand, wo sich die Hügelzüge verflachen und gleichmäßiger gestalten, und wo man gegen die kalten Nordwinde durch vorliegende Höhen geschützt ist, gibt es Landgüter, die zu den besten in der ganzen Provinz gerechnet werden.

Die *Tucheler Haide* ist eine ausgedehnte, flache, an den Grenzen durch mäßige Höhenzüge geränderte Vertiefung, welche - im Relief dargestellt - etwa den Eindruck eines Breit-Prahms machen würde. Das Innere dieser auf 48 Qu.-Meilen geschätzten Fläche besteht zum größten Theile aus Sandschellen, die mit Kiefern bewachsen sind. Wo diese Sandschellen von Seen und Flüssen durchschnitten werden, wechseln die Kiefern mit Erlen-, Espen-, Buchen- und Ahornbäumen ab. Am Schwarzwasser findet man an einer Stelle den Baum, welcher die Ufer des Styx umsäumte. Die Eibe (*Taxus baccata*) wächst hier in einigen Exemplaren, deren Schönheit man in so einförmiger Umgebung zu schätzen weiß.

Das Land ist zum Ackerbau wenig tauglich; man baut hier nur Buchweizen, Hafer und Kartoffeln an. Mit welcher Mühe - kann man aus einigen Ortsnamen, wie „Ubogga“ (Arm) und „Gotthelf“ entnehmen, welche wie Stoßseufzer eines abgehetzten Kolonisten klingen.* Weideland findet sich nur in unmittelbarer Nähe der Gewässer vor. Dem Mangel daran hat in neueren Zeiten die königliche Regierung durch künstliche Überrieselungen nach Kräften abgeholfen.

* Weiter nördlich im Berenter Kreise liegt ein Mühlenetablissement „Angst und Bange.“

Der Ostrand der Tucheler Haide fällt zum Weichselthal allmählig in fruchtbaren, lehmigen Sandstrecken ab. Der Westrand, welcher sich nach Hinterpommern hineinzieht, wird durch steilere Anhöhen gebildet. So steigt der Buchenberg bei Gr.Glisno an der pommerischen Grenze bis 800 Fuß über den Meeresspiegel. Zwischen den Bergkuppen und neben denselben erstreckt sich Torfmoore und kahle Haiden; stellenweise liegen Granitblöcke, wie aufgeschüttet. Eine willkommene Abwechslung bieten die hellblauen Seen, über denen zuweilen ein einsamer Fischadler seine Schwingen erhebt.

Die Gegend hat einen wilden, öden Charakter, so daß man sie mit Hoch-Schottland verglichen hat. Vornehmlich sind es die Lande *Bütow* und *Rummelsburg*, welche dem klassischen Boden der Walter Scottschen Romanen entsprechen. Auf der Chausse von Conitz nach Bütow sah man sich vor einiger Zeit genöthigt, Hebestellen eingehen zu lassen, weil sie ihre Unterhaltskosten nicht deckten. Einer spöttischen Sage nach besitzen die Städte Bütow und Rummelsburg zusammen nur eine Lerche, welche des Morgens in Bütow und des Abends in Rummelsburg singt.

An der *Südgrenze* der Tucheler Haide erhebt sich die Landschaft wieder zu größerer Höhe, senkt sich dann aber auf's Neue zum Netzethal. Wo die Hügel das Küdderothal überschreiten, steigen sie wieder zu einer Höhe an, die an diejenigen der nord-pommerellischen Kuppen hinauf reicht. Der *Spitzberg* bei Zempelberg wird auf 678 Fuß, der *Ratzeberg* bei Märkisch-Friedland auf 757 Fuß über dem Meeresspiegel geschätzt. Vom Berge *Dombrowa* bei Schrotz im Dt.Krone Kreise, welcher nach ungefährer Schätzung 450 Fuß über dem Netzespiegel liegt, hat man die Aussicht auf sieben Städte der Umgebung: *Dt.Krone*, *Czarnikau*, *Us'é*, *Krojanke*, *Lobsens*, *Schönlanke* und *Schneidemühl*. Von beträchtlicher Höhe sind auch die *Tollheitsberge*, die *Zippnower* Höhen und die *Pollacks-Berge*, an deren Nordfuße sich die große *Dramburger* Haide streckt. Gemeinschaftlich mit dem in ihnen belegenen Seestränge haben sie eine Zeit hindurch die Grenze zwischen Polen und Pommern gebildet.

In Süd-Pommerellen wird der Boden allmählich fruchtbarer. Sand und Kiefernhaide werden hier schon häufiger durch Lehm und lehmige Sandflecken abgelöst. An den Ufern der Netze selbst finden sich Wiesen, Torfmoore und große Brüche, welche noch immer nicht ganz entwässert sind. In neuster Zeit ist ein Meliorationsverband gebildet worden, welcher an die Urbarmachung dieser Brüche die letzte Hand zu legen entschlossen ist.

Da die westpreußische Platte - auch im *Ganzen* genommen - die höchste Erhebung des Bodens auf dem Gebiete des nord-uralischen Höhenganges ist, so wird begreiflich, daß die beiden Strömungen, welche um den Besitz der Küste beständig im Kampfe liegen, hier vorzugsweise hart an einander stoßen. Westpreußen wird von Winden mehr als ein anderes Land gepeitscht. Zu jeder Jahres-, und zu jeder Tageszeit kann man in Westpreußen das Geräusch des Windes hören; und wie man von England sagen kann, daß

„der Regen dort regnet jeglichen Tag“,

so kann man von Westpreußen mit Recht behaupten, daß „der Wind dort alle Tage pfeift.“

Wer im Lande geboren ist, dem pflegt diese unangenehme Eigenschaft weniger aufzufallen. Wie der abgehärtete, sturmgewöhnte Matrose während des Orkans schläft, so hört der echte Westpreuße den Wind nicht mehr, weil er ihn *immer* hört. Einzöglinge aber und Fremde sind gegen diese hervorragende Beweglichkeit der westpreußischen Atmosphäre empfindlicher. Ein Reisender, welcher Westpreußen periodisch auf längere Zeit besuchte, und immer unter dem Winde fand, äußerte sich dahin, daß es eigentlich „Windpreußen“ heißen müßte. Wenigstens wäre diese Benennung zutreffender, als das ihm sonst wohl spottweise angehängte „Wüstpreußen“, - eine Benennung, welche doch nur auf einzelne Strecken paßt.

In diesen *Sommertagen* möchte man vielleicht mit mäßigen Luftzügen zufrieden sein. Aber wann *sind* hier heiße Sommertage? - Sie beschränken sich auf den kurzen Zeitraum, der zwischen den Tagen Johannis des Täufers und St. Bartholomäi liegt, aber fallen auch mit unter ganz hinweg.

„Ein Preuße nach der alten Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt;
Und kommt ihn dann das Frösteln an,
So trägt er ihn bis St. Johann;
Und tut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartholomä;
Und fängt ihn dann zu frieren an,
So zieht er ihn von vorne an.“

Dieses Sprichwort, welches zwar aus Ostpreußen stammt, aber auch auf Westpreußen seine Anwendung findet, malt die Aussichten, welche der landesübliche Sommer bietet, nicht zu schwarz. Die warmen Sommer nehmen hier im Verhältniß ab, als die flauen Winter zunehmen.

Nur das Eine kann man den heißen Sommertagen mit Recht nachrühmen, daß sie es mit ihrer Hitze ehrlich meinen. Die Hitze steigt hier während der Roggenernte (15. Juli bis 25. August) zuweilen auf einen Grad, der an die tropischen Gegenden Afrika's erinnert. Wehe aber dem Manne, welcher sich dadurch verleiten ließe, Sommerzeug anzuschaffen. In wenigen Tagen fällt der Thermometer bis auf Minimum von Wärmegraden, und die luftigen Anzüge werden in den Kleiderschrank verurtheilt, vielleicht so lange darin zu hängen, bis sie aus dem Pariser Modenregister gestrichen sind.

Große Unbequemlichkeit entsteht aus dieser Kürze des Sommers auch für den Landwirth, welcher für die sich bis auf ein Minimum verengende landwirthschaftliche Arbeitszeit hinreichende Menschenkräfte aufzutreiben oft bei bestem Willen außer Stande ist. Zur Erntezeit bietet Westpreußen viel höheres Tagelohn, als irgend ein anderer Landestheil. Massen von fremden Arbeitern, namentlich aus Schlesien und der Neumark, wandern um diese Zeit Jahr ein Jahr aus nach den westpreußischen Distrikten hin, und kehren von dort fast regelmäßig mit gutem Verdienst zurück.

Da ferner die westpreußischen Berge eine Wetterscheide bilden, arten hier die gedachten fortwährenden Winde häufig in gefährliche Orkane aus. Starke Gewitter, übermäßige Regengüsse, Wind- und Wasserhosen gehören nicht zu den Seltenheiten. Hagelwetter traten fast alle Jahre in Menge auf. Es sind diese Unbilde der Witterung, die Westpreußen zum Kreuz aller Hagelversicherungen im In- und Auslande stempeln.

Die unangenehmste Jahreszeit ist aber in Westpreußen ohne Zweifel die *astronomische Frühlingszeit*.

Die Nordost-Strömung, die man in Westpreußen - so zu sagen - aus erster Hand erhält, bleibt fast den ganzen Frühling hindurch in Permanenz. Zuweilen weicht sie im zweiten Drittel der Südwest-Strömung, und kehrt dann am Ende des Frühjahrs zu Johanni wieder, wo sie durch Nachfröste die Saaten schädigt, zuweilen auch der Vernichtung weicht. Auf der pommerellischen Plateau kehren diese Johanni-Nachfröste in einer Regelmäßigkeit wieder, daß jeder dort wohnende Landwirth darauf zu rechnen gezwungen ist. Conitz, an der Südgrenze der Tuchler Haide gelegen, auf dem Gebirgskamm, an welchem die Nordwest-Winde zum letzten Male anprallen, bevor sie in die Ebene hinuntergehn, gilt für den zweitkältesten Ort der Monarchie (der kälteste ist Arys in Masuren). Erfahrende Landwirthe säen in der

Umgebung von Conitz stets nur späte Sommerung und zwar zu Johannis aus, weil Früh-Hafer und Früh-Gerste fast regelmäßig ausfrieren.

Die einzige schöne Jahreszeit in Westpreußen ist der *Frühherbst*. Schöner „Altweibersommer“, als in Westpreußen, gibt es nirgends in der Welt; Westpreußen reicht in dieser Beziehung an Ungarn und an Kanada. Es ist öfters, als ob die Natur zeigen möchte, wie schön der Sommer hätte sein können, wenn er gewollt hätte.

Friedrich der Große wollte anfangs an solche Rauigkeit des Klimas gar nicht glauben. Wenn man ihm von den Nachtfrösten im Juni schrieb, so wies er dies als ein bloßes Märchen zurück, erfunden, um seinen vielfach in Anspruch genommenen Geldbeutel zu brandschatzen. Auch scheint es wirklich, als ob vor einigen Jahrhunderten das Klima von Westpreußen, wie der ganzen Provinz Preußen überhaupt, milder gewesen sei. Wir haben beglaubigte Nachrichten, daß Weinberge bei Thorn, Elbing, Jastrow und an mehreren anderen Orten von Westpreußen bis in das 17. Jahrhundert hinein existierten, welche einen trinkbaren Wein lieferten. Da diese Weinberge nur deshalb eingegangen, weil der seitdem verfeinerte Geschmack des Publikums sich ihren Produkten entfremdet haben, wie Einige meinen, ist nicht wahrscheinlich. Es liegen uns keinerlei Tatsachen vor, welche uns zwingen könnten, anzunehmen, daß unsere Vorfahren im Mittelalter einen weniger feinen Gaumen hatten, als wir selber. Eher könnten wir sie noch für größere Süßmäuler halten, als *wir* es sind.

Es ist von Naturforschern behauptet worden, daß sich die Erde, oder vielmehr ihre nördliche Hälfte, seit ca. 600 Jahren bedeutend abgekühlt habe. Rechnet man dazu, daß die Ausrottung der Wälder, namentlich auf den Bergkuppen, den rauen Nordostwinden seit dieser Zeit Thür und Tor geöffnet hat, so wird sich diese fast unbegreifliche Tatsache erklären.*

Das Weichselthal hat wegen seiner günstigen Lage zwischen den beiden Höhenzügen von der gebrachten Ungunst des Wetters weniger zu leiden. Doch wird die größere Wilde des Klimas, dessen es sich erfreut, durch die Unbilden des Wassers, denen es ausgesetzt ist, nahezu ausgeglichen.

* Nach E. Graf Lippe-Weissenfeld, Westpreußen unter Friedrich den Großen, Seite 17, war das Waldareal von Westpreußen in dem Zeitraum von 1772-1822, also zu preußischen Zeiten, wo man der systematischen Waldvertheilung bereits gesetzlich steuerte, auf ein Drittel seiner selbst herabgesunken. Hieraus kann man entnehmen, in welchem Maßstabe sich dasselbe zu polnischen Zeiten vermindert hat.

Der Weichselstrom ist in eben derselben Weise ungeberdig, wie das westpreußische Klima unwirsch ist. Die Tücken dieses Stromes, obwohl auch an dem oberen und mittleren Laufe nicht unerheblich, übertreffen in dem unteren Laufe jede Vorstellung.

Geologen meine, daß ehemals die Weichsel sich durch das Netzethal gewühlt und in die jetzige Oderströmung ergossen habe. Das Netzethal soll damals ein großes Seebecken gewesen sein, von welchem der Goplo-See übrig blieb.

Nachdem die Weichsel ihren jetzigen Weg gefunden, schien es, als wollte sie mehreren solcher Seebecken das Dasein geben. Zur Zeit der Ankunft der deutschen Ritter in Preußen bildete die Weichsel an vielen Stellen morastartige Lachen, die man austrocknete, um Ackerland zu gewinnen. Fast die ganze jetzige Niederung besteht aus solchem entwässerten Morastboden, welcher niedriger liegt, als die Weichselufer. Da nun diese vom Strome zu verschiedenen Zeiten überflutet werden, so ist die Niederung der beständigen Gefahr einer Rückkehr in ihren Urzustand ausgesetzt; und es bedarf, um sie davor zu schützen, eines streng durchgeführten Deichsystems, wie es seit der Zeit des deutschen Ritterordens im Lande üblich ist.

Eingezwängt durch Dämme, bemüht sich die Weichsel, Ihre Tücke auf andere Art zu beweisen, indem sie sich auf dem ihr gebliebenen Terrain fortwährend verändert. Noch im Jahre 1840 hat sie sich einen neuen Mündungsarm geschaffen, die neue Danziger Weichsel, welche bei Neufähr in die Ostsee fällt. Täglich bildet sich die Weichsel vor unsern Augen neue Sandbänke und Inseln (Kempen), während sie ältere Alluvionen mit sich fortreißt. Die Besitzer von Weichselkempen schweben in fortwährender Gefahr, daß ihnen ihr Besitzthum entrissen werde; und Mancher von ihnen, der sich mit der Hoffnung auf eine gute Ernte zu Bette legte, hat beim Erwachen das Land, auf welchem diese Hoffnung beruhte, nicht mehr vorgefunden. Der Strom hatte es mit sich fortgeführt.

Durch unterbrochene Alteration ihres Bettes und Ufers, durch Versandung und Verschlammung leidet die Schifffahrt auf das Äußerste. Kähne und Traften*

* Traften sind Holzflöße, welche aus den polnischen Gegenden auf der Weichsel nach Danzig ziehen. Die darauf befindlichen Flößerknechte (Flissaeken - auch Dsch'imkes genannt) waren früher leibeigene Bauern, jetzt sind es freie Miethlinge. Den Oberbefehl aber derselben führt gewöhnlich ein polnischer Jude, welcher die Erinnerung an die ehemalige Leibeigenschaft seiner Untergebenen durch den Karbasch auffrischt, mit dem er fix zu regieren pflegt. Die Fracht wird in Danzig auseinandergeschlagen und verkauft. Die Flissaken kehren zu Fuß (jetzt auch theilweise zu Eisenbahn) nach Hause zurück.

bedürfen fast überall erfahrener Lootsen, um fortzukommen und müssen dennoch - bei kleinerem Wasser aber wegen anderer Übelstände - oft liegen bleiben.

Größere Gefahren sind die Bewohner dieses treulosesten aller Flüsse zur Zeit des Einganges ausgesetzt.

Da die Weichsel von Süden nach Norden fließt, so folgt, daß das Eis in den wärmeren Quellgegenden bereits in Bewegung ist, während es in dem kälteren Mündungslande noch fest liegt. Dadurch entstehen dann Stopfungen von Eismassen, welche stellenweise das ganze Bett erfüllen und das daraus vertriebene Wasser über das Ufer stoßen, bis es die Deiche durchbricht oder überschreitet. Die so beschädigten Landbesitzer können sich aber nicht, wie die Anwohner des Nil's mit dem Schlick und Schlamm trösten, den der rückkehrende Strom - die Wunden heilen, die er geschlagen - zurückläßt; vielmehr bestehen Rückstände großentheils in Sand, welcher die ergiebigsten Ackerstrecken oft auf einen langen Zeitraum unfruchtbar macht.

Kommt wenig Wasser, so mag bei größerer Wachsamkeit der Deichbruch noch verhindert oder unschädlich gemacht werden. Es besteht daher eine eigene Deichordnung, wonach die Anwohner zur Abwehr gegen das Wasser in geordneten Massen verpflichtet sind. Deichinspektoren und vereidigte Deichgräfen stehen an der Spitze eines großen Bundes, welcher zur Assekuranz gegen Wassernöthe geschlossen ist.

Ja selbst im Sommer kann man in der Niederung vor dem Wasser nicht sicher sein. Das Sommer-Hochwasser, welches durch spätes Schmelzen des Gebirgsschnees in den Quellengegenden entsteht, bedroht die üppigen Saaten nicht selten mit dem Untergange. Ist aber ein nasses Jahr, so findet ein spärlicher Anwuchs statt.

Die Noth steigt auf den höchsten Gipfel, wenn zu den Überschwemmungen noch Feuersbrünste kommen, welche dasjenige, was das Wasser übrig gelassen, der Zerstörung weihen. Sie entstehen seltener aus Fahrlässigkeit, welche dem Niederunger im Allgemeinen nicht eigen ist; häufiger durch den bösen Willen des Proletariats, welches sich in der Niederung, wie überall, unter dem Reichthum herangebildet. Auch werden sie durch die leichte Bauart, welche den Rücksichten auf beständige Gefahr den Ursprung verdankt, begünstigt.

Es war daher in diesen Gegenden, wo man zuerst auf den Gedanken kam, die Vortheile der Assoziation, welche dem Wasser gegenüber so ersprießliche Dienste

leistete, auch gegen Feuersnoth und Brandschaden zu erproben. Lange bevor man im übrigen Europa an Feuerversicherungen gedacht hatte, bestanden sie in den westpreußischen Niederungen. Die Tiegenhöfer Brandordnung von 1623 beweist, daß Preußen die Ehre der Erfindung von Feuerassekuranzen gebührt, so wie es die Post Jahrhunderte vor den Fürsten von Thurn und Taxis eingeführt.

Einem Kriegsmann gleich muß der Weichselbewohner fast immer auf Wache stehen. Oft kämpft er einen ungleichen Kampf, welcher mit seinem finanziellen oder gar physischen Ruine enden muß.

Der landwirthschaftliche Charakter der Niederung ist einförmig und hat für die Phantasie nur wenig Anregendes. Der Niederunger gleicht dem Soldaten, der sich ohne Sang und Klang in die Schlacht begibt. Kein Wald, kein Hügel erquickt das Auge des Wanderers. Wasser und graue Weiden sind die einzigen Gegenstände, mit welchen die flachen Landstrecken abwechseln. Während der Übergangs-Jahreszeit bleiben Menschen und Vieh im Lehme stecken, die Wege werden unfahrbar, und der gegenseitige Verkehr beschränkt sich auf ein Minimum. Wir haben in neueren Zeitläufen erlebt, daß frequente Posten in dieser Gegend aufgehoben wurden, weil sie ihr Ziel fast niemals zur rechten Zeit erreichten.

Behaglich fühlt man sich nur in den bunt angestrichenen Bauernhäusern, deren Inneres durch zweckmäßige Anordnung der Gegenstände, sowie durch Sauberkeit jedes Herz erfreut; und in den altväterischen Vorlauben, welche mit traulichen Sitzbänken versehen sind. Schön ist es auch hier im Winter, wenn man auf der überall beeisten Fläche zu Schlittschuh meilenweit ohne Hindernisse dahinfliegt, der gastlichen Hütte fast vergessend, wo fette Pfannkuchen und dampfende Punschbowlen des rückkehrenden Gastes harren. Die Gastfreundschaft des Niederungers ist solide, wie sein ganzer Charakter ist. Als Träger derselben treten namentlich die Niederunger Frauen hervor, welche - nach Napoleon's I. Ausdruck - stets „frisch wie die Rosen“ sind. Eine echte Niederungerinn kann niemals alt werden.

Auch in Bezug auf die Niederungsnöthe verhielt sich der große König ungläubig. Wohl schwebte ihm das goldene Zeitalter der Niederung zur Zeit des Ordens vor, wo mehrere der beregten Übelstände noch nichtexistierten. Das Weichselbett war um diese Zeit bei Weitem nicht so versandet, wie gegenwärtig; auch waren in den oberen Stromländern wegen mangelnden Anbaues nicht so viele Gräben gezogen, welche das Frühjahrswasser in den Fluß leiteten. Das war die schöne Zeit, welche den Strahlenkranz der Myrthe um das Haupt des Niederunger Bauern zog; die Zeit,

wo jener reiche Bauer des großen Werkes den Hochmeister und seine Ritter auf Tonnen Goldes sitzen ließ; die Zeit, wo die Bauern von Gr.Lichtenau den Kalk zu einem Thurme, den sie strafweise zu bauen hatten, im Übermuth mit Buttermilch, statt mit Wasser, mischten. Das war die schöne Zeit, wo man noch ziemlich sicher hinter seinen Dämmen und Deichen saß.

So stand es mit dem *Boden* und *Klima* in Westpreußen. Sehen wir uns jetzt die Leute an.

II.

Die Frage nach den Urbewohnern Westpreußens fällt mit der Frage über die Urbewohner des nördlichen Europa überhaupt zusammen. Es scheint, als ob dies *Finnische* Stämme gewesen sind.

Vermöge der vielen See'n hat das Pommerisch-Preußische Küstengebiet mit dem jetzigen Großfürstenthum Finnland noch gegenwärtig bedeutende Ähnlichkeit; in früheren Zeiten, als es von den Meeresfluthen, die es nach allgemeiner Annahme ursprünglich bedeckten, kaum verlassen war, muß diese Ähnlichkeit viel größer gewesen sein. Die *Finnen*, welche sich selber *Suomalaiset*, d.i. *Sumpfbewohner* nennen, haben sich auf diesem Terrain vielleicht behaglicher, als irgendwo, gefühlt. Von westlich und südlich andringenden Feinden angegriffen, thürmten sie hier wohl jene räthselhaften Erdwälle auf, welche sich etappenartig von Rügenwalde bis Kalisch längs der alten Römischen Handelsstraße hinunterziehn.* Aus dieser Position vertrieben, floh dann die Masse dem äußersten Norden zu, wo sie noch gegenwärtig Sitze hat; während sich Einzelne vielleicht auf abgelegenen Seebecken

* Über die gedachten Erdwälle sind bisher vorzüglich *drei Hypothesen* aufgestellt: 1) sie seien *Kaufstätten*, die man für die Römischen Kaufleute errichtet habe, 2) sie seien *Kriegsschanzen*, zur Abwehr eines von Westen eindringenden Feindes aufgethürmt, 3) Sie seien *Überbleibsel der befestigten Lager*, welche das Gothenvolk auf seiner Wanderung von der Ostsee nach dem Schwarzen-Meere stationsweise aufgeschlagen. Der *ersten* Meinung widerspricht Größe und Umfang dieser Erdhügel, die man in einer so unkultivirten Zeit, wie die angenommene, des bloßen Handels wegen wohl nicht geschüttet hätte. Der *dritten* Meinung stellt sich der Umstand entgegen, daß sich solche Erdwälle auch in *seitlicher*, ja selbst in *entgegengesetzter* Richtung vorfinden (z.B. bei Nakel, bei Bromberg und bei Groß Wöllwitz im Flatower Kreise). Auch liegen sie für eine Etappenstraße an manchen Stellen (z.B. bei *Flatow* und bei *Wongrowiec*) zu dicht aneinander. Auch die *zweite* Vermuthung, der wir uns oben angeschlossen, stößt auf Schwierigkeiten. Es fragt sich nämlich, warum die Schanzen in einer Gegend gezogen sind, welche als politische oder Naturgrenze nirgends hervortritt, und deren Wichtigkeit als militärische Position nicht ersichtlich ist. Es fallen jedoch diese Bedenken hinweg, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade auf dieser Strecke eine merkliche Elevation des Bodens stattfindet, die auch auf den neueren Karten bezeichnet ist. Zu Zeiten also, wo Sumpf und Wasser im Lande vorherrschten, war dieser Weg eine förmliche Brücke, welche zwischen Sümpfen von der Ostsee nach dem Schwarzen Meer führte. Auch diejenigen Erdwälle, welche eine von dem Hauptwalle verschiedene Richtung haben, sind an großen, zum Theil noch heute bestehenden, Sümpfen angelegt (so liegt der bei *Gromadden* unweit Nakel befindliche im großen Netzebruch). Es bildeten also diese Erdwälle für Sumpfbewohner eine so günstige militairische Position, als nur möglich. Daß sie dann späterhin als *Wegezeichen* benutzt wurden, ist erklärlich genug. Die Finnen erscheinen bei den alten Skandinaven meistentheils unter Namen, wie *Jaette*, *Thurs*, welche „Riese“ bedeuten. Es ist vielleicht nicht zufällig, Slavischen Bewohner dieser Distrikte den gedachten Erdwällen die Benennung „*wolotówki*“ (*tomuli gigantum*) gaben. Vgl. dazu meine Schrift über den Kreis Flatow, Thorn bei Lambeck, 1867)

zurückzogen, wo sie in ihren *Pfahlbauten* noch längere Zeit den Siegern Trotz boten.

Nach Abzug der Finnen haben in Westpreußen geraume Zeit hindurch *Gothische* Stämme gewohnt, zwischen denen - schon vor der Völkerwanderung - als Untertanen oder Bundesgenossen *Slaven* und *Letten* saßen. Bald nach Beginn der großen Völkerwanderung finden wir dann diese Slaven und Letten als die *einzigsten* Bewohner vor, mit der Maßgabe, daß die Slaven *links*, die Letten aber *rechts* der Weichsel ihre Sitze haben.*

Fast ein Jahrtausend saßen diese Stämme in größter Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Unberührt von den Raubzügen der *Hunnen* und *Awaren*, denen ihre südlichen Stammgenossen anheim fielen - unbelästigt von den *Germanen*, denen ihre westlichen Brüder zum großen Theile erlagen - wenig beunruhigt von den *skandinavischen* Seekönigen, die es vorzogen, sich reichere Beute zu suchen - kaum

* So wie die später „Preußen“ genannten Letten (Ostiaeer, Aisten, Aesthyer, Esthen) mit den Gothen gleichzeitig in Preußen saßen (schon 320 v.Chr.Geb. erschienen sie neben den Guttones): so haben wahrscheinlich Slaven ebenfalls mit den Gothen gleichzeitig in Preußen gewohnt. Die erste authentische Nachricht darüber bringt Claudius Ptolemäus (ca. 170 n.Chr.Geb.), welcher neben den Gothen die *Wilzen* nennt. (Auch die *Kossinner* des Artemidor werden wahrscheinlich Slavische Stämme sein.) Die Wilzen erscheinen also merkwürdiger Weise an der Preußisch-Pommerschen Küste fast um die selbe Zeit, in welche man den Beginn der großen Völkerwanderung, namentlich aber des Gothenzuges, zu setzen pflegt (180). Da sie gleich unter ihrem eigenen Slavischen Namen auftreten: so scheint es, als ob sie sich von einer Fusion mit den Gothen fern gehalten. Wogegen die Transvistulanischen Letten sich dermaßen mit Gothen vermischten, daß sie noch im 11. Jahrhundert nach Christi Geburt Gothen hießen. Auch ihre Sprache ist mit Gothischen Elementen durchsetzt, während die Mundart der jetzigen Meer-Kassuben, die als Nachkommen der Ptolemäischen Wilzen zu betrachten sind, dergleichen kaum aufweist. -Als Gothische Nebenstämme an den Weichselufeln betrachten wir: die *Ulmerugier* (Holmrygr), *Gepiden* (nach denen das Weichsel-Delta Gepidojos hieß), die *Wedivarier* oder Withinge. Im Netzedistrikt wohnten die *Burgunden*, welche 245 nach Pannonien abzogen, ihr Land den dort wohnenden Lechischen Stämmen (*Paluken*, *Kujawen*, u.a.), die wohl ebenfalls unter ihnen gewohnt hatte, überlassend. Bemerkenswerth ist, daß der räthelhafte Name der von Ptolemäus erwähnten Handelsstadt im Burgunder-Lande: *Ascanalis* (welches man für Nakel hält) weniger räthelhaft erscheint, wenn man ihn aus zwei verschiedenen Wörtern, einem Deutschen und einem Slavischen (Ascan: Schiffau, und Calis: Sumpf) zusammensetzt. - Die *Reidgothen*, welche nach dem *Song of the Traveller* (7., 8. Jahrhundert) an der Weichsel mit den *Hunnen* im Kampfe liegen, möchten wir für die *Letten* (Stamm-Preußen) halten, die um den Besitz des Weichsel-Delta mit den Slaven kämpften. Daß die Slaven oft mit den Hunnen verwechselt werden, ist anerkannt. Daß die preußischen Letten Reidgothen genannt werden, wird Niemand auffallen, der da weiß, daß sie noch zur Zeit des Bosleslav Chrobri *Gothen* heißen. Der Kampf endigte zu Ungunsten der Stamm-Preußen; denn als die Deutschen Ritter nach Preußen kamen (1230), fanden sie Pommerellische, das heißt, *Slavische* Herzoge im Besitz der Weichsel-Mündungen.

geschädigt von dem Ehrgeiz *polnischer Könige*, welcher wegen mangelnder Einheit im Innern dauernde Erfolge zu erringen außer Stande war - versunken im Heidenthum - ohne Bedürfniß einer Kultur, die sie nicht kannten - vegetirten sie von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich das Kreuz an ihren Grenzen erschien und in ihnen eine Gährung erzeugte, welche mit ihrer Germanisirung enden sollte.

Das Christenthum, auf der Spitze des Degens getragen, wie es damals Sitte war, drang zwar zunächst durch Vermittlung der von ihm zeitiger ergriffenen Polen ein. Jedoch bedienten sie dieselben auf beiden Seiten der Weichsel *deutscher Hilfe*, um es auszubreiten. Zwar links der Weichsel genügten deutsche *Mönche*, das Land unter polnischem Schutze zu bekehren; auf der rechten Weichelseite aber sahen sich die Polen genöthigt, für das Bekehrungsgeschäft deutsche *Ritter* heranzuziehen. Auf der rechten Weichelseite griff eine *völlige* Germanisirung, auf der linken eine *partielle* Platz.

Der *rechts* der Weichsel belegene Theil der Provinz Preußen wurde nach einem 53jährigen Kampfe (1230-83) christianisirt. Der Christianisirung folgte die Germanisirung auf dem Fuße nach. Überall durchsetzt von deutschen Kolonisten, welche die deutschen Kriegsmänner auf ihren Heidenfahrten zum Theil begleitet und unterstützt hatten, konnte die besiegte und gedemüthigte Lettische Nationalität nicht mehr widerstehen; sie ging in der deutschen auf. Zur Zeit der Reformation gab es nur wenige - meistens samländische - Dörfer, wo die altpreußische Sprache noch gesprochen ward; in dem westpreußischen Antheile war sie schon früh verschwunden. Als dieser Antheil polnisch wurde (1466), war es bis auf wenige Distrikte des Kulmer Landes und der Löbau, wo auf dem platten Lande Polen sassen, ein *deutsches* Land.

Anders verhielt es sich mit dem *links* der Weichsel belegenen *Pommerellen*-Land. Dieses Land hatte sich zum Christenthum in einer mehr friedlichen und allmäligen Weise schon vorher bekehrt. Bevor noch der deutsche Orden seinen Fuß auf altpreußischem Boden setzte, standen in Pommerellen Kirchen und Klöster, als deren Wohlthäter und Beschützer die Stammherzoge des Landes selbst auftraten. Während ihrer Regierung beschränkte sich die Germanisirung des Landes auf die Stadt Danzig, welche als Handelsstadt fremden Elementen am meisten bloß lag, und auf geringe Ansätze von Kolonisten in Städten und Klosterdörfern.

Erst mit der Occupation des Landes durch den deutschen Ritterorden (1308) beginnt die Germanisirung im größeren Maßstabe. Die deutschen Ansätze in den Städten erweitern sich zu einer deutschen Gesamtbürgerschaft; neue Städte

entstehen, von vorneherein mit lauter Deutschen besetzt. Die ganze Weichselniederung erfüllt sich mit Deutschen, welche ihren Stammbrüdern auf dem rechten Ufer die Hände reichen. Das platte Land im südwestlichen Theile der Landschaft, welche während des 35jährigen Krieges der Ritter mit den Polen am meisten litt, wird mit deutschen Einzöglingen bevölkert, und wüste Dörfer erhalten völlig deutsche Bewohnerschaft.

Als das Land (1466) wieder polnisch ward, konnte man die Städte hier als völlig *deutsch* betrachten. Von dem platten Lande war die *Niederung* entschieden deutsch, die *Höhe* getheilt zwischen Deutschthum und Slaventhum.

Während der polnischen Herrschaft wurden die Dörfer des *Culmer* und des (später) so genannten *Michelauer* Landes (d.h. der Kreise *Straßburg* und *Löbau*) fast gänzlich polonisiert. Auch die Städte der beiden Landschaften nahmen polnische Elemente in Menge auf. Bei der preußischen Besitznahme von 1772 fanden sich hier als rein deutsche Distrikte nur Stadt und Territorium *Thorn*, sowie die *Thorn-Kulmer Niederung* vor.

Geringe Erfolge hatten die Polonisierungsversuche in der Woywodschaft *Marienburg* erzielt. Die Städte *Elbing*, *Marienburg*, *Tolkemit*, *Neuteich* und *Christburg* waren gleich dem ihnen benachbarten platten Lande *deutsch* verblieben. Nur Stadt und Starostei *Stuhm* waren mit polnischen und kassubischen Einzöglingen erfüllt worden, welche der Einfluß der letzten Starosten - die fast alle polnischen Geblütes waren - dorthin gezogen hatte.

In *Pommerellen* war durch die polnische Herrschaft bewirkt worden, daß der Kampf zwischen Deutschthum und Slaventhum, welcher auf dem Höhenlande nordöstlich der Brahe noch schwebte, einstweilen zu Gunsten des *letzteren* entschieden ward. Die *Niederung* dagegen und das *Höhenland*, welches *südwestlich* der Brahe liegt, blieb den Versuchen zur Polonisierung größtentheils unzugänglich. Das Einzige, was man hier erreichte, waren geringe Ansätze des Polenthums in den kleineren Städten, sowie partielle - gewöhnlich durch Rekatholisierung vermittelte - Polonisierungen deutscher Edelleute und Bauern auf dem Höhenland.*

* Da eine beträchtliche Anzahl echt-deutscher Adelsfamilien im 17. und 18. Jahrhundert durch das Mittel der Rekatholisierung polnischer Nationalität anheimfiel und diesem Umstande durch Zusätze an ihrem Familiennamen Ausdruck gab, kann als bekannt gelten. Nur muß man sich vor zu großer Verallgemeinerung dieses Satzes hüten. Ein großer Theil des pommerellischen, ja sogar des Kulmer Adels, stammt trotz seiner deutschen Namen gar nicht von Deutschen, sondern von Slaven ab. Bei

Den *Netzedistrikt* betreffend - so hatte seine ethnographische Entwicklung mit derjenigen des pommerellischen Höhenlandes südwestlich der Brahe die größte Ähnlichkeit. Ansätze von Deutschen in Städten und geistlichen Dörfern fanden hier fast gleichzeitig, wie in Pommerellen, aber in größerem Maßstabe statt. Eine Zeit lang hatten hier *deutsche* Mächte (*Brandenburg* und der *deutsche Ritterorden*) Herrschaftsrechte in Anspruch genommen und auch faktisch ausgefüllt. *Templer*, *Johanniter*, *Cistercienser* und *Kreuzherren von Miechow* hatten die deutsche Kolonisation in diesen Distrikten derart begünstigt, daß selbst der Rückfall des Landes an die Krone Polen im 14. Jahrhundert kein Hinderniß mehr für die Germanisirung war. *Polnische* Prälaten und Gutsherren setzten das begonnene Werk ihres Privatnutzens wegen mit Eifer fort. Zur Zeit der Reformation erhielten die deutschen Elemente durch Flüchtlinge neuen Zuwachs und erstarkten in einem Grande, daß die in Folge der Schwedenkriege eintretende katholisch-polnische Reaktion ihrer nicht mehr Herr ward. Im Jahre 1772 war das Deutschthum in den Städten des Netzedistrikts fast überall vorherrschend; auf dem platten Lande machte es einen achtbaren Bruchtheil aus.

Die Sprachen- und Nationalitäts-Verhältnisse lagen also zur Zeit der preußischen Occupation von 1772 etwa folgendermaßen:

Das Weichselthal samt dem großen Delta war fast überall von *Deutschen* besetzt. Von der Höhe enthielten vorzugsweise *deutsche* Bevölkerung: 1) das Land, welches im *Norden der Ossa*, und 2) das Land, welches im *Südwesten der Brahe* gelegen ist. An das letztere schloß sich der *Netzedistrikt* als ethnographischer Appendix an.

Eine vorzugsweise slavische Bevölkerung dagegen fand sich in den Komplexen 1) *südlich der Ossa*, 2) im *Nordosten der Brahe* vor.

In den vorzugsweise *deutschen* Gebieten nördlich der Ossa bildete die *Stuhmer* Starosterei, in welcher *polnisches* Wesen vorherrschte, eine kleine Sprachinsel. In dem vorzugsweise *polnischen* Gebieten *nordöstlich der Brahe* fanden sich kleine Sprachinseln um die Städte *Schöneck*, *Berent* und *Neustadt* (Weyhersfrei), wo die schon frühzeitig angesiedelten Deutschen, durch Umstände begünstigt, der Polonisierung mit Erfolg widerstanden hatten.

diesem kann nicht von *Polonisierung*, sondern von Repolonisierung, ja in Fällen selbst von *dieser* nicht, die Rede sein. Vgl. dazu meine Geschichte des Stuhmer Kreises, S. 69 ff.

Im Ganzen fand also immer dasselbe Verhältniß, wie 1466, statt. Die *Niederung* war *deutsch*, während die Höhe sich unter die beiden Nationalitäten vertheilte, mit der Maßgabe, daß die *polnische* Nationalität auf derselben numerisch überwog.

Unterscheiden wir *Stadt* und *Land*, so war die *deutsche* Sprache in den *Städten*, die *polnische* auf dem *platten Lande* vorherrschend. In den vorzugsweise polnischen Höhetheilen im Süden der Ossa und im Nordosten der Brahe konnten sämtliche Städte als deutsche Sprachinseln gelten, weil ihre Gerichts- und Umgangssprache die *deutsche* war.

Die deutschen Komplexe standen mit einander durch eine schmale Sprachbrücke, welche das Weichselthal von Thorn-Schulitz bis Graudenz-Warlubien bildete, in Verbindung; die vorzüglich polnischen Komplexe waren durch die deutsche Niederung von einander abgetrennt.

Unterscheiden wir die sozialen Klassen, so war der *Adel* und der *Bauernstand* vorzugsweise *polnisch*, während im *Bürgerstande* die *deutsche* Nationalität überwiegend war.

Von der Gesamtbevölkerung konnte man - Städte und Stadtgebiete von Thorn und Danzig mit eingerechnet - ziemlich die *Hälfte* auf die *deutsche* Seite schreiben, während die andere Hälfte für das *slavische* (polnische und kassubische) Element verblieb.*

Die *deutsche* Bevölkerung war im Ganzen mit der Einverleibung in die preußische Monarchie wohl zufrieden. Der deutsche Bürger und Bauer sah sich von den Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit, unter denen er geschmachtet hatte, erlöst; die wenigen Überreste deutschen Adels im Lande begrüßten eine Staatsveränderung, welche sie vor Religionsverfolgungen sicherte und ihnen das Recht auf Staatsämter wiedergab, mit Freuden. Alle Stände dieser Nation - soweit

* Nach Lippe I.I. Seite 94 ff. wurde 1784 angenommen, daß sich Katholiken in Westpreußen zu den Protestanten der Zahl nach wie 5:3 verhielten. Es bildeten also die Katholiken 5/8, die Evangelischen 3/8 der Bevölkerung. 1776 wird die Bevölkerung in Summa auf 351,711 Köpfe angegeben. Die Bevölkerung der Städte und Stadtgebiete *Danzig* und *Thorn* ist auf ca. 100.000 Köpfe zu veranschlagen. Diese - als fast durchweg evangelisch - den Evangelischen beigelegt, wird ihre Zahl den Katholiken ungefähr gleichstellen. Läst man nun die wenig zahlreichen Katholiken deutscher Zunge (massenweise kamen sie nur im Tucheler Amte vor) außer Betracht und setzt die Katholiken den Polen gleich (Evangelische polnischer Zunge kommen hier fast gar nicht vor) - so wird die obige Behauptung nicht zu kühn erscheinen. - Noch wird bemerkt, daß sich die obige Berechnung nur auf das *echte* Westpreußen (ohne den Netzekreis) bezieht.

sie evangelischen Glaubens waren - konnten einer Staatsveränderung, die ihnen die größten Vortheile brachte, unmöglich abhold sein.

Es war aber ein Geist der Schläffheit in den deutschen Elementen des Landes, wie ihn nur eine Jahrhunderte lange Unterdrückung, gegen die man immer vergebens angekämpft, erzeugen kann.

Allerdings ging diese Ermattung damals durch das ganze Land, ja eigentlich durch ganz Europa. Es war das Zeichen einer absterbenden Zeit, welche keinerlei Galvanisationen erwecken konnte. Erst mit der großen Revolution von 1789 begann ein neues Leben.

Trotz der Aufregungen des Konföderationskrieges war auch die muntere und lebhaftere polnische Nation in eine Art von paralytischem Zustand gerathen. Der beste Beweis ist, daß die Preußen eine Provinz von dem Umfange Westpreußens fast ohne Widerstand besetzen konnten. Selbst die Errichtung der Grenzbäume und die Aufhissung der Adler ging ohne Exzeß vorüber. Ein Theil des Adels, ja selbst der Geistlichkeit neigte sich den preußisch-deutschen Formen zu. Es war die Zeit, wo polnische Gräfinnen ihre Einverleibung in die preußische Monarchie betrieben und polnisch-katholische Geistliche versicherten, daß „ihr Blut ganz auf preußischer Seite walle“.

Bei den Deutschen im Lande zeigte sich aber diese universelle Erschlaffung in einem generellen Lichte, da sie mit einer gräßlichen Demoralisirung gepaart erschien. Man wird sie begreifen, wenn man den eigenthümlichen Charakter der polnischen Bedrückungen in Erwägung zieht.

Gegen ein eisernes Joch, wie etwa das türkische, wird eine starke, zähe Nationalität, wie die deutsche, namentlich in dem hier vorzugsweise vertretenen niedersächsischen Stamme ist, sich wild emporbäumen; es wird *biegen* oder *brechen* müssen. Der intermittirenden polnischen Tyrannei gegenüber, welche - dem weiblich gearteten Charakter der Nation gemäß - bald pochte, bald schmeichelte, bald schlug, bald wieder besänftigte - befand sich der ehrliche, allen Ränken und Intriguen fernstehende Deutsche völlig ohne Waffen; sie verblüffte und verdummte ihn. Schloß ihm der katholische Parochus seine evangelische Kirche zu, zwang ihn der königliche Starost - des verbrieften Rechtes nicht achtend - zu Hand- und Spanndiensten - so gerieth er vielleicht in Zorn und drohte mit Auswanderung. Kam dann wieder eine freundliche, in die verbindlichsten Formen gekleidete Andeutung, daß man den Tempel gegen einige Tüten Zucker oder Pfunde Cibeben wieder öffnen werden, daß man auf die Hand- und Spanndienste gegen ein mäßiges

unpräjudizirliches Geldgeschenk verzichten werde - so war der deutsche Michel wieder neu versöhnt. Bereitwillig glaubte er an die ihm gemachten Versprechungen und leistete das geforderte Opfer in der Überzeugung, daß er fortan für alle Ewigkeit Ruhe haben werde. Aus dieser Überzeugung nach Kurzem durch neue Bedrückungen aufgeschreckt, wiederum bedroht und gehätschelt, ging er aufs Neue in die ihm gestellte Falle; und so wiederholte sich dieser Prozeß bis in's Unendliche.

Hellere Köpfe unter den *Deutschen*, namentlich die Stadtbürger, zeigten einen größeren Überblick. Die polnische Politik durchschauend, benutzten sie deren Bestechlichkeit, um ihre Pläne durchzusetzen. Hieraus entwickelte sich jene Art von unmoralischer Pfiffigkeit, wie man sie in Ländern, deren amtliche Organe Bestechungen zugänglich sind, sehr häufig findet. Damals war es, wo sich in den westpreußischen Städten jenes philisterhafte Raffinement entwickelte, welches von der durch einfache Geradheit ausgezeichneten ostpreußischen Art so unvortheilhaft absticht.

Dazu kam, daß man aus Rücksichten der Polonisirung das Stadtre Regiment in Hände gelegt hatte, die ihm nicht gewachsen waren. Um das Gesetz durchzuführen, daß eine gewisse Anzahl von Katholiken im Rath sitzen müsse, blieb nichts übrig, als ärmliche Handwerker, ja selbst Tagelöhner (andere katholisch-polnische Elemente gab es in den Städten nicht), welche des Lesens und Schreibens kaum kundig waren, in den Rath zu bringen. Wohlhabende und intelligente deutsche Stadtkörper gerieten nicht selten in die Lage, einem armseligen Fischer oder Töpfer polnischer Nation zu gehorchen, welcher nur mit Mühe seinen Namen schrieb. Die Niedergeschlagenheit, welche ein solcher Zustand anfangs erzeugte, wich bald der Erwägung, daß ein *armer* Pole viel leichter zu bestechen sei, als ein *reicher* es gewesen wäre.

Von welcher Beschaffenheit aber die *Deutschen* waren, welche die polnische Regierung solcher Ämter für würdig hielt, läßt sich wohl bedenken. Es waren oft Abenteurer und Auswürflinge jeder Art, die ihrer Nation Schande machten; von jenem Gelichter, welches noch gegenwärtig im russischen Polen blüht: von jenem Gelichter, welches die Schuld trägt, daß sich der Polen vom Deutschen einen ganz falschen Begriff gebildet, indem er ihn - das Urbild der Geradheit und Einfachheit - für einen geborenen Mantelträger und Betrüger hält.

Ein Augiasstall war in den Städten auszumisten, wie er nicht schlimmer sein konnte. Die Bauern aber setzten allen Verbesserungsplänen des Königs die Kraft des passiven Widerstandes entgegen, welche unter der polnischen Bedrückung eher

gestiegen als gesunken war. Die einzigen Deutschen im Lande, welche den König bei seinen Bestrebungen thatsächlich unterstützten, waren die kleinen, aber achtbaren Überreste des deutschen, evangelisch verbliebenen Adels; die *Goltz*, die *Dönhof*, die *Borcke*, die *Rittberg* (als Erben der Schach v. Wittenau), die *Krockow* und die *Kayserslingk*.

Die *Polen* aber nahmen dem König gegenüber - mit Ausnahme des erwähnten, sehr bescheidenen Bruchtheils - eine direkt *feindliche* Stellung ein.

Der polnische Adel welcher neben dem preußisch gewordenen auch in dem polnisch verbliebenen Antheil Güter hatte, verließ das preußische Gebiet und betrachtete fortan seine in Preußen belegenen Güter, wie ein englischer Absentee-Lord seine irischen Güter - als Ausbeutungsstücke, deren Erträgnisse er sich nach Polen senden ließ, um sie dort zu verzehren. Die Kleinedelleute in der Tucheler Haide weigerten sich thatsächlich, als man sie aufforderte, ihre Waffen abzuliefern; und es bedurfte erst eines Husaren-Kommando's, um sie dazu zu zwingen. Als man sie später aufforderte, ihre Kinder in das Culmer Kadettenhaus zu schicken, versteckten sie dieselben und fertigten die königlichen Boten mit allerhand leeren Vorwänden ab. Nur die aus den Distrikten *Lauenburg-Bütow* stammenden Adligen (welche auch größtentheils evangelischer Konfession waren) söhnten sich mit der Preussifizierung aus und traten in den preußischen Kriegsdienst. Abgehärtet, tapfer, voll militärischen Geistes, wie er Familien eigen ist, deren Ruhm und Wohlstand Jahrhunderte auf ihrem Säbel beruht hat, errangen diese pommerellischen Edelleute unter dem schwarzen Adler eine Auszeichnung, die ihnen unter dem weißen Adler niemals zu Theil geworden; die *Schmude*, *Sommitz*, *Malotke v. Trzebiatowski*, *v. Heiden-Sarnowski*, *Yorck* (v. Jarcken-Gostkowski) und andere, deren Namen wie Kriegstrompeten erklingen, stammen aus diesen Haiden, die Ihre Vorfahren nur dann verließen, wenn der Ruf: „wici na pospolite ruszenie!“* durch die Lande ging. Der größere Theil des pommerellischen Adels aber verharrte in strikter Opposition gegen die Regierung, die ihm so viele Vorrechte entzogen hatte. Für Diejenigen, die einst um die Königskrone werben durften, schienen die königlich preußischen Epauletten kein Ersatz zu sein.

Die *Geistlichkeit* schenkte der Milde und Schonung, mit welcher der große König sie behandelte, wenig Beachtung; sie hatten Sinn und Bedächtnis nur für dasjenige,

* „Gerten zum allgemeinen Aufgebot“, *Weidenruthen*, diese heiligen Symbole der befriedenden und sich vertheidigenden Staatsmacht, wurden nach polnischer Sitte umhergetragen, um den Adel aufzubieten, wenn allgemeiner Krieg war.

was ihr *entzogen* ward. Männer, wie *Krasick*, Fürstbischof von Ermeland, dessen unzweifelhaft patriotisch-polnische Gesinnung durch die Freundschaft des großen Königs gemildert ward, und *Scheunert*, Abt von Polnisch-Crone, ein wirklich preußischer Patriot, der später als Official von Tuchel die Briefe des Erzbischofs von Gnesen, die ihn zur Insurrection aufforderten, zerriß - gehörten schon damals zu den Ausnahmen. Im Ganzen nahm die Geistlichkeit die ihr erwiesenen Wohlthaten ohne irgend einen Dank, als selbstverständlich, entgegen; während sie den ihr durch Säkularisirung der Bisthümer und Klöster verursachten Schaden nicht vergessen konnte. Sie ward zum Hauptdepositär jenes patriotischen Grolles, der bald nach des Königs Tode sich in blutigen Aufständen Luft machte.

Ein polnischer *Bürgerstand* war kaum vorhanden. Die wenigen Ansätze dazu konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen die in polnischen Zeiten garantierte Herrschaft entrissen war; sie standen dem unruhigen Adel, sobald er die alten Zustände zurückrufen wolle, jederzeit zur Verfügung.

Der polnische *Bauer*, der großentheils leibeigen gewesen, befand sich in einem Zustande thierischer Verdummung, die ihm jede politische Bedeutung entziehen mußte. Auf den adligen Territorien, denen die Beibehaltung der Leibeigenschaft gestattet war, blieb er ein Spielball des Grundherrn, wie zur polnischen Zeit. Die einzige Bewirkung der preußischen Occupation bestand für ihn darin, daß er sich gegen die Exzesse grausamer Behandlung, die unter polnischer Herrschaft, wo nicht das *Gesetz*, so doch *Sitte* und *Usus* gestattet, durch die königliche Regierung gesichert wußte. Auf den königlichen Domänen mußte der Bauer der Regierung für die ihm geschenkte Freiheit, die er weder begreifen noch benutzen konnte, keinen Dank. Die einzige Änderung, welche hier eintrat, bestand darin, daß er aus der unumschränkten Bevormundung des königlichen *Starosten* in diejenige des *Geistlichen* überging.

Das war das Material, mit welchem der große König operiren mußte, Richtete er Feuerkassen ein, so beutete man sie durch böswillig angelegte Brände aus. Wollte er verhindern, daß man den Dünger als überflüssig ins Wasser werfe, während Sandäcker ungedüngt in der Nähe lagen, so antwortete man, daß diese Methode, sich des Düngers zu entledigen, schon seit Jahrhunderten im Gange sei und daß die Bearbeitung reiner Sandflächen bei Überfluß an schwarzer Erde keine Eile habe. Verbot er, „meilenweit“ auseinander zu säen, so säete man so dicht, daß ein Korn das andere ersticken mußte. Ließ er das Abbrennen des Haidekrauts im Walde, welches zu Gunsten der wilden Bienen stattfand, als feuergefährlich untersagen, so widersetzte man sich, weil der Untergang der Wälder nur ein geringer Schade sei

gegen der wilden Bienen Untergang. Wollte er die Sandflächen mit Lupinen besäen, so widersprach man, weil die Lupinen kein Vieh fressen wollte. Ließ er, um den Anbau von Kartoffeln zu befördern, ganze Scheffel davon an die kleinen Wirthe austheilen, so schütteten sie dieselben zu 50 in große Löcher, um dann triumphirend sagen zu können, daß das giftige Zeug, welches man von Amerika importirt, weil es die Wilden dort nicht mehr essen wollten, hier zu Lande keine Art haben. Befahl er, die Hausgärten mit Obstbäumen statt mit Weiden zu bepflanzen, so fragte man höhnisch, wovon man die Scheunen bauen solle, wenn nicht von Bindwerk, zu dem diese Weiden den Stoff lieferten? - Ermahnte der König, statt solcher Scheunen (deren Durchschnittspreis er auf 1 Thlr. 16 Gr. taxirte), ordentliche Scheunen von Steinen aufzuführen, so klagte man, daß es an Ziegelsteinen fehle. Ließ der König Ziegeleien bauen, so beschwerte man sich, daß die Ziegel zu theuer seien. Bewirkte er, daß die Ziegel im Preise fielen, so behauptete man, daß man auch zum Ankauf billiger Ziegel kein Geld habe. Streckte der König auch das Geld vor, so verwendete man dieses Geld - womöglich - in anderer Weise. Kurz - es wiederholte sich hier das alte Lied von dem widerwilligen jungen Mädchen, welches darüber klagt, daß ihr Topf ein Loch bekommen hat.

Trotz aller dieser Hindernisse, welche ihm die „Halbwilden“, „Canadier“, „Irokesen“, wie Friedrich der Große die damaligen Westpreußen wechselweise bezeichnete, bereiteten, trotz der verschiedenen Unbilde, die er von Boden, Klima, Wind und Wetter erfahren mußte, brachte der König seinen „Zipfel Anarchie“ nicht bloß in Ordnung, sondern schmückte ihn auch auf seine Weise aus, daß man ihn kaum wiedererkannte.

Das steinige Bette der *Brahe* wurde ausgeräumt, die Brahe mit der Netze durch den *Bromberger Kanal* in Verbindung gesetzt, im Weichsel-Delta der *Krassuhl-Kanal* geschüttet. Wüste Dörfer wurden massenweise kolonisirt, wüste Baustellen in den Städten massenweise angebaut. Die Dörfer erhielten *Schulen*, die Städte *Feuerspritzen*. Man sah eine reguläre *Polizei*, eine prompte *Justiz* entstehen, die man niemals gekannt hatte. Wo irgendeine Verbesserung anzubringen war, gab der König Geld dazu. Er stattete Handwerker aus, die sich neu besetzen wollten, gab armen Mädchen, die sich verheirathen wollten, Mitgift. *Keine größere Freude* - wie er selber sagt - *konnte ihm erstehen, als wenn er dem armen Manne ein Haus herstellte*.

Er empfing einen *Trümmerhaufen* und ließ einen *Garten* zurück. Wenn er nicht der „*Einzig*“ hieß, müßte man ihn den „*Erbauer*“ nennen.

Dennoch hat diese so glänzende Thätigkeit eine *Schattenseite*, welche zu verhüten kein Sterblicher im Stande war.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß das Zeitalter des großen Friedrich das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus, eine Ära absterbender Kräfte war, welche einem neuen Leben weichen mußten. Die Operationen, welche damals intelligente Fürsten mit Ihren Völkern vornahmen, machen daher den Eindruck, galvanischer Erregungen, durch welche man kurzathmiges Scheinleben in einen Kadaver bringt. Eine Reformation, bei welcher sich das Volk so passiv verhält, wie angedeutet, wird - dem Samen gleich, der auf steinigten Boden fiel - zwar rasch aufgehen, aber auch bald verdorren, weil er keine Wurzel hat.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man den Werth einer Sache nicht zu schätzen weiß, die man *geschenkt* erhält. Wo das Volk gewohnt ist, Alles von der Regierung zu erwarten und selber nichts zu tun, als dasjenige, welches man ihm aufträgt; wo es die Regierung in keiner Weise unterstützt, ihr niemals entgegenkommt: muß sich ein Zustand erzeugen, wie in der Ehe, wenn die Frau krank geworden, und der Mann neben der ihm obliegenden Erledigung der Außengeschäfte noch kochen, backen und wachen muß.

Man hat von Friedrich dem Großen gesagt, daß seine Fehler diejenigen seines Zeitalters, seine Tugenden aber sein eigen waren. Grundsätze, wie sie seitdem durch die erste französische Revolution in den Gang gekommen, und wie sie jetzt Jedermann geläufig sind - ruhten damals zum Theil noch unausgesprochen in der Zukunft Schoße. Viel weniger dachte Jemand - selbst nicht der kühnste Reformator - an ihre Einführung in die Wirklichkeit. Anschauungsweisen, welche gegenwärtig selbst konservative Politiker für antiquirt erachten - die Auffassung des Adels als Kriegerkaste, die haarscharfe Trennung von Stadt und Land, das Merkantilsystem, das Zunftwesen und ähnliche Dinge - waren damals selbst in der *Theorie* kaum angefochten; viel weniger in der *Praxis*. Bei Friedrich dem Großen war es ein Glaubensartikel, daß sich nur Adlige zu Offizieren eigneten; daß alle Waaren, die man aus dem Auslande importierte, so hohe Eingangszölle als möglich zahlen müßten; daß Handel und Verkehr nur in den *Städten* stattzufinden habe; daß auf dem *Lande* nur die nothwendigsten Gewerke zu gestatten seien. Deshalb war er auch „vor den Juden nicht portirt“, wie Lippe erzählt. Wenigstens wollte er sie auf dem Lande nicht zulassen. Die Juden - meinte er - würden auch auf dem Lande handeln wollen. „Auf dem Lande aber müsse Ackerbau getrieben werden und nicht commerce, sonst wäre das eine verkehrte Wirthschaft“.

Die deutschen Zünfte waren während der polnischen Herrschaft in Verfall geraten. Den Polen war dieses Zunftwesen ein Dorn im Auge, sie empfanden es als eine Irregularität, die in ihr Staatswesen nicht hineinpaßte. Um es zu beseitigen, erschienen verschiedene Reichstagsbeschlüsse, die es zu vernichten drohte. Zwar wurden diese - in landesüblicher Weise - vermöge klingender Reklamationen niemals ausgeführt. Doch war dadurch die Existenz der Zünfte prekär geworden. Der allgemeine Verfall des polnischen Staatswesens äußerte auch auf Handel und Verkehr seinen nachtheiligen Einfluß. Schließlich drängte die allgemeine Gährung, in welcher sich Europa kurz vor der großen Revolution befand, auf den Untergang der Zünfte hin.

Die Zünfte lagen in den letzten Zügen, als sie der große König in Aufnahme zu bringen trachtete. Auch hier wiederholte sich das angedeutete Verhältniß, daß der König Alles alleine that, ohne daß die Zunftbürger, zu deren Gunsten er einschritt, einen Finger rührten. Der König setzte Handwerker an, gab ihnen Häuser, Gelder, ja sogar Handwerkszeug. Er verbot die Mißbräuche, die sich zu polnischer Zeit in den Zünften eingeschlichen, und unterwarf die Zünfte einer strengen Aufsicht. Er schützte sie gegen Böhnhasen, die früher gerade unter starosteilichem (also königlichem) Schutze ihr Wesen getrieben; ja er verzichtete zu ihren Gunsten auf bedeutende Einkünfte, indem er den Domainen-Beamten das Bierbrauen untersagte.

Gewiß blieben diese Anstrengungen nicht unbelohnt. Die verarmten Städte hoben sich von Jahr zu Jahr. Aber die alte Blüthe, wie sie etwa zur Zeit des Ordens bestanden, konnte nicht wiederkehren, weil sich die Zeiten geändert hatten. Der Untergang der Zünfte konnte wohl *aufgehalten*, aber nicht *verhindert* werden. Wie ein Schwindsüchtiger kurz vor seinem Tode noch einmal auflebt, um endlich zusammenzubrechen, so flackerte das Lebenslicht der Zünfte, durch künstliche Mittel genährt, noch einmal auf, um dann für immer zu erlöschen.

Hin und wieder fehlte es auch nicht an *Mißgriffen*.

Nichts hatte das Selbstgefühl der Zünfte so sehr aufrecht erhalten, als daß sie in den *Schützengilden* einen Sammelherd fanden, an dem sich ihre kriegerische Ader erwärmen konnte. Der König sah diese Schützengilden für unnütze Spielereien an. Als sich beispielsweise die Stadt *Zempelburg* über Verletzung ihres Schützen-Privilegiums von Seiten des Grundherren beschwerte, ließ er d. d. Potsdam, den 17. Juli 1785 also antworten:

„Sr. Majestät von Preußen kommt das Gesuch der Schützengilde in Zempelburg im Netzedistrikt wunderlich vor. Dieser Ort wird zuverlässig niemals attackirt

werden. Wozu bedarf es also eines Schützenkönigs? - Bei jetziger militärischer Einrichtung in allen Reichen haben die Bürger nicht mehr nöthig, sich in den Waffen zu üben, und daher mag auch Hochgedachte Majestät von Preußen ihrem Gesuche nicht willfahren.“

Weniger üble Folgen hatte das in der Zeit liegende absolute Bevormundungssystem auf dem *platten Lande*. Denn hier diente es einer Sache, die damals im Ansteigen war, der Sache des freien, individualisirten Besitzers, welcher erst in späteren Jahren verallgemeinert ward. Die *Schwaben-Kolonien*, welche der große König bei *Danzig*, in *Cassuben*, im *Netzedistrikt* und im *Culmer Lande* ansetzte, hatten gesegneten Fortgang und entwickelten sich zu einer kräftigen Blüthe, die noch gegenwärtig andauert.

Merkwürdiger Weise waren diese Kolonien nach einer Methode angelegt, welche den Ansichten des großen Königs nicht sehr entsprach.

Der König, einer Philosophie ergeben, welche auf eine Verwischung der religiösen und nationalen Unterschiede hinarbeitete, hatte gegen die Polen an und für sich kein Vorurtheil. Manche ihrer Tugenden, namentlich ihre militärischen Talente, hat er sogar ausdrücklich anerkannt. Doch galten sie damals für so schlechte Wirthe, daß sie bei Kolonisationen gar nicht in Frage kamen. Um sie zu germanisiren, hielt er es für passend, die Bevölkerung zu *mischen*. Er befahl ausdrücklich, daß man deutsche Ansiedler mit den polnischen Leuten in's Gemenge setzte: „*qui exempli sint*“, wie Wladyslav Odonicz sich in seinen Urkunden ausdrückt. Im Übrigen aber möchte man mit den Polen - sagt er - keine Komplimente machen, weil sie das nur verdürbe.

Die Schwaben aber erbaten sich ausdrücklich, daß man sie mit polnischem Volke nicht „*meliren*“ sollte, und der König, fürchtend, daß ihm diese fleißigen Wirthe sonst entgehen würden, hielt es für besser, sein System aufzugeben als seine Kolonisten. Das „*Perissent les colonies plutôt que le prince!*“ war nicht sein Grundsatz.

Gewiß hat er nichts daran verloren. Denn wäre sein System zur Ausführung gekommen, so hätte es sicher ganz andere Resultate ergeben, als er beabsichtigte. Die vereinzelt deutschen Einsprengsel hätten dem geistigen Attractionsgesetze zu Folge, wonach die Anziehungskraft mit der Masse in gleichem Verhältniß steht, sich eher selbst polonisirt, als daß sie die Germanisirung der sie umgebenden Polen beschleunigt hätte. Die Zeiten, wo ein wenig germanischer Sauerteig genügte, den polnischen Süßteig zu durchsäuern, war längst vorüber. Nicht mehr war es das

germanische Wesen, das die Welt beherrschte: *romanische* Einflüsse waren es, die mit dem König selbst auf dem Throne saßen. Der weiche, verschwimmende, universelle Charakter des deutschen Volkes war eher einer Veränderung fähig, als der stark konzentrirte, durch Unglück auf sich zurückgeworfene und potenzierte Nationalcharakter des Polenvolkes.

Das einzige Mittel zur Germanisirung der Polen - ihre *Evangelisirung* nämlich - lag weder in der Macht des großen Königs, noch in seinem Willen. Als Vorkämpfer der Toleranz hätte er einen Rath, der ihm in dieser Richtung gegeben worden wäre, mit Entrüstung abgewiesen. Aber auch, *wenn* er ihn hätte befolgen wollen, wäre er durch die Ungunst der Zeiten daran verhindert worden. Das Zeitalter Hume's, Voltaire's und Rousseau's, das Zeitalter höchster religiöser Verödung, dem es als Grundsatz galt, daß eine Religion so schlecht sei, als die andere, war nicht danach angethan, protestantische Mission zu machen.

Um so weniger, als gerade damals in Polen eine religiöse Krisis sich abgeschlossen hatte, mit einem Resultate, welches noch gegenwärtig andauert.

Bekanntlich hatte die Reformation in Polen während des 16. Jahrhunderts eine große Ausdehnung gewonnen; und es hatte damals eine Zeit gegeben, wo eine große Majorität des Adels ihr ergeben war. Da aber der gemeine Mann dem gegebenen Beispiele nicht folgte, sondern katholisch blieb, fühlte der evangelische Adel, daß ihm die Basis fehlte; und statt die Alleinherrschaft der von ihm adoptirten Konfessionen zu dekretiren, wie damals üblich war: begnügte er sich festzustellen, daß man sich gegenseitig dulde. Dieses Zugeständnis der Schwäche, welches von einer geringen Vertiefung des religiösen Sinnes eingegeben und begleitet war, hat man in unsern Zeiten irrthümlich für Toleranz gehalten und mit Lobsprüchen überhäuft, an welche es keinen Anspruch hat.

Im Laufe der Zeiten stellte es sich heraus, daß die evangelische Religionsform dem polnischen Nationalcharakter nicht entsprechend war. Es zeigte sich immer deutlicher, daß einem leichtblütigen, munteren Volke der morose Ernst des Protestantismus widerstehen mußte; daß es sich dem bequemeren Abfindungssystem des römischen Katholizismus zuneigte, dessen Priesterschaft ihm einen großen Theil der Bürden abnahm, welche der Protestantismus beließ. Diesen nationalen Zug benutzend, brachten die Jesuiten die Rekatholisirung des polnischen Adels mit einer Leichtigkeit zu Stande, welche ohne Beispiel ist. Während im 16. Jahrhundert fast vier Fünftheil des Adels evangelisch waren, gab es

zur Zeit der Konföderation von Bar (also etwa 200 Jahre später) von protestantischen Dissidenten in diesem Stande nur einen geringen Überrest.

Man darf sich über diesen Umstand nicht dadurch täuschen lassen, daß die Theilungsmächte in ihren Manifesten die Dissidenten als einen beträchtlichen Bruchtheil der Nation bezeichnen, und daß in den Jahren 1767 und 68 von zwei großen Konföderationen der dissidentischen Edelleute die Rede ist. Abgesehen davon, daß es im Interesse der Theilungsmächte lag, die Zahl der Dissidenten zu übertreiben - so sind hier immer die *griechischen* Dissidenten miteingerechnet, deren Zahl in Litthauen und den westlichen Provinzen allerdings bedeutend war.

Die Maße der *protestantischen* Dissidenten in Polen von Bürgern deutscher Zunge und Nationalität gebildet, welche nach polnischem Rechte keine Vertretung auf dem Reichstage hatten, also als *Cives rei publicae* gar nicht galten. Vom Adel aber wird es schwer halten, viel mehr aufzutreiben, als die 120 Familien, von denen Friedrich der Große schreibt, daß sie in seinen Staaten eine Zuflucht fanden.* Von diesen 120 Familien sind nach Polen nur wenige zurückgekehrt, die meisten sind in den deutschen Provinzen Preußens geblieben und haben sich hier in einer Weise germanisiert, daß ihre polnische Abkunft - außer in ihren Familien-Namen - nicht mehr erkennbar ist. Von den Zurückgekehrten aber nahmen die meisten den katholischen Glauben an.

Es geschah das Merkwürdige, daß Polen das protestantische Element gerade in dem Momente seines Unterganges von sich ausschied, und daß es sich gerade in dem Augenblicke als spezifisch katholische Macht bekannte, da man sich anschickte, es zu zerstückeln.

Daß das der Augenblick, eine Reevangelisirung des Landes zu erstreben, nicht sein konnte, leuchtet ein. Die Germanisirung Westpreußens konnte nur eine *mechanische* sein; und was in *dieser* Beziehung geleistet werden konnte, hat Friedrich der Große geleistet.

Unter seinem *Nachfolger* erlitt die Arbeit der inneren Civilisation fast einen Stillstand. Der Aufstand, welcher sich an die zweite und dritte Theilung knüpfte, beunruhigte die Bewohner und störte vielfach ihre friedliche Thätigkeit. Namentlich litt der Netzedistrikt und das Culmer Land. Es gab eine Zeit, wo Dombrowski in Bromberg stand und das ganze Land südlich der Netze in polnischen Händen war.

* Ein großer Theil des dissidentischen Adels in Polen, die Goltz, die Unruh, die Schach von Wittenau u. A. gehörten überdies bis in die letzten Zeiten der Republik der deutschen Zunge an.

Nach Beendigung des Aufstandes wandte sich die Aufmerksamkeit der Regierung mehr den südpreußischen Distrikten zu, über denen man Westpreußen vernachlässigte.

Unter der Regierung *Friedrich Wilhelms III.* traten zunächst die bekannten Ereignisse ein, welche einen Rückschritt in der Germanisirung zur Folge hatten. Westpreußen verblieb zwar preußisch, verlor aber im Frieden von Tilsit das Culmer (und Michelauer) Land, sowie den größten Theil des Netzedistriktes, welche Landschaften beide zum Herzogthum Warschau geschlagen und einem Polonisirungs-Systeme überliefert wurden, dessen geringe Erfolge nur aus der Kürze der Frist zu erklären ist, die ihm vergönnt war (1807-13).

Nach dem Frieden von 1815 erhielt Westpreußen zwar das Culmer (und Michelauer) Land, nicht aber den südlichen Theil des Netzedistriktes zurück, welcher dem neuen, aus den Überresten von Südpörußen gebildeten Provinzkörper des Großherzogthums Posen hinzugelegt ward. Zwar lenkte man jetzt wieder in die alten Bahnen ein. In Folge der allgemeinen Abspannung aber, die sich als Reaktion gegen die ungeheurere Aufregung der Napoleonischen Weltkriege geltend machte, wurden diese nicht mit der Energie beschritten, welche zu Zeiten des großen Friedrich üblich war. Erst seit der polnischen Revolution von 1830, welche bei der westpreußischen polnischen Bevölkerung Anklang und Unterstützung fand, wurden die Sehnen etwas straffer angespannt. Seit dem renitenten Auftreten des Erzbischofs von Posen (1873) überwachte man vorzugsweise die katholische Geistlichkeit, in welcher man die Trägerin polnischer Umtriebe in Preußen zu sehen glaubte.

Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm III. sind für die Kultur und Aufnahme der in Rede stehenden Landschaften *große Dinge* geschehen. Schon Friedrich Wilhelm III. hatte zwei groß Staatschauseen, eine Militairstraße und eine Handelsstraße angelegt, welche Westpreußen in verschiedenen Linien durchschnitten. Seinem Sohne, *Friedrich Wilhelm IV.*, war auf aufbehalten, dieselben Territorien durch eiserne Bänder an Deutschland zu fesseln, welche sein großer Urahn für dasselbe erworben hatte; der Bau der Ostbahn, an welchen sich derjenige der Brücken über die Weichsel und Nogat schloß, ward unter ihm vollendet. Die Überrieselungen in der Tucheler Heide, die Kanalisierung des Braheflusses und andere Meliorationen schlossen sich den Kulturbestrebungen, welche Friedrich der Große begonnen, in würdiger Weise an.

Die innere Politik betreffend - so tauchte nach 1840 das Problem einer Versöhnung mit den Polen auf, an dessen Lösung man selbst nach den Aufständen

von 1846 und 1848 nicht verzweifelte. Man suchte die Polen in der Art zu befriedigen, daß man ihrer Muttersprache in den Schulen einen Platz einräumte und daß man der katholischen Kirche in der Provinz vollkommene Parität mit der evangelischen gewährte, namentlich ihr de facto - wenn auch nicht de jure - die Oberaufsicht über die katholischen Schulen gab.

Seit 1848 bekam die Bevölkerung beider Zungen die bis dahin beobachtete passive Haltung mehr und mehr zu verlassen.

Die in Folge der Februar-Revolution von 1848 eingetretene allgemeine Bewegung, welche die Völker aus ihrem Schlafe rüttelte, erfaßte auch Westpreußen, welches bis dahin der Politik ziemlich ferne stand. Die deutsche Bevölkerung - ihrer Präponderanz Übergewiß - trat an jene abstrakten politischen Fragen heran, welche damals auf der Tagesordnung standen. Sie warf sich in politische Debatten, die die Grenzen der bloßen politischen Kannegießerei weit überschritten; sie schloß sich politischen Parteien an. Ob die *Revolution*, ob die *Reaktion* bestehen sollte, wurde scharf erörtert; und Jedermann mußte Rechenschaft geben, ob er ein *Demokrat* oder *Aristokrat* sei. Die allgemeinen politischen Grundsätze wurden mit einem Eifer besprochen, wie ihn nur der Zauber absoluter Neuheit erwecken kann.

Mitten in diesem rein politischen Wirbel trat an die deutsche Bevölkerung eine bisher übersehene Frage heran, nämlich die *Nationalitätenfrage*.

Auch die *Polen* waren von der großen Bewegung erfaßt worden; auch sie hatten sich in Demokraten und Aristokraten unterschieden; auch sie handhabten die üblichen Tagesphrasen von Selbstbestimmung der Völker, von Selbstregierung und Ähnlichem mit Geläufigkeit. Die Berliner März-Revolution war ihnen sehr zu Statten gekommen; man klagte sie konservativerseits als die Urheber derselben an. Waren doch ihre Vorfechter, die Staatsgefangenen von 1846, durch diese Revolution befreit worden, hatte man sie im Triumph durch die Straßen gezogen. Kein Wunder also, daß sie vorzugsweise als Anhänger derselben betrachtet wurden.

Allein sie faßten die Sache in einer weniger theoretischen Weise als die Deutschen auf. Die *politische* Frage wandelte sich ihnen sofort in eine *nationale* um. Während sich die Deutschen einander die Köpfe zerschlugen, weil sie darüber uneinig waren, ob die Revolution feierlich anzuerkennen sei oder nicht: organisirten die Polen in aller Stille den Aufstand, rissen die schwarzen Adler ab und proklamirten die polnische Republik.

Dieses geschah in der Provinz *Posen*.

Versuche, en Aufstand nach *Westpreußen* hinüberzuspielen, mißlangen zwar, regten jedoch das Nationalgefühl der westpreußischen Polen so weit an, daß sie bei den politischen Wahlen als geschlossene Partei erschienen. Die Deutschen geriethen dadurch in die Nothwendigkeit, mehre Fragen zu gleicher Zeit zu beantworten. Man nöthigte sie, sich *gleichzeitig* darüber auszusprechen, ob sie *Demokraten* oder *Aristokraten* und ob sie *Polen* oder *Deutsche* sein wollten.

Die Netzedistrikte, wo diese Frage bereits eine sehr praktische Gestalt angenommen, da die polnischen Insurgenten hier sengten und brannten, fanden die Deutschen sehr bald eine Antwort, indem sie vereint zu den Waffen griffen und öffentlich erklärten, daß sie als Deutsche leben und sterben wollten. In Westpreußen - wo man noch fern von Schuß war - wurden die Deutschen von dieser Doppelfrage in einer Weise verblüfft, daß sie auf beide Fragen zugleich zu antworten sich weigerten. Es gab da Gegenden, wo die deutschen Demokraten mit den Polen, bei denen die politische Trennung keine Rolle spielte, sich koalirten, um über die verhaßten Reactionaire zu siegen; es gab auch Gegenden, wo die deutschen Reactionaire polnische Hilfe gegen die Demokraten suchten. Noch heute besteht das gleiche Verhältniß, daß die Deutschen über die immer wieder von Neuem entstehende Durchkreuzung der politische Frage durch die nationale verdrießlich werden, zuweilen die politischen überordnen; während die Polen über den Vorzug nationaler Gesichtspunkte vor den politischen niemals im Zweifel sind. Sie verstehen es instinktmäßig, daß es nicht gerathen ist, sich über den *Baustil* des zu errichtenden Gebäudes zu zanken, während der *Baugrund* zu entweichen droht.

Es muß jedem unbefangenen Beobachter klar sein, daß die Polen nicht bloß größeres Nationalgefühl, sondern auch größeren politischen Takt beweisen, als die Deutschen, indem sie jederzeit wissen, worauf es ankommt. Die ihnen so oft vorgeworfene Uneinigkeit schweigt sofort, wie sie sich den Deutschen gegenüber sehn.

Überhaupt ist in der polnischen Bevölkerung seit 1848 eine moralische Erhebung sichtbar.

Schon vor dem Aufstande Kongreß-Polens im Jahre 1830 bemühten sich die Polen, diejenige Bedeutung, die ihnen auf dem politischen Boden versagt war, auf literarischem Gebiete zu erringen. Dichter und Gelehrte erstanden im Polenlande, wie man sie seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte; klassische Werke gingen von ihnen aus, welche auch im Auslande gewürdigt wurden. Namentlich erblühte die Alterthumswissenschaft und Geschichte. Der polnische Knabe, der in den

offiziellen Staatsschulen jedes Unterrichts in der polnischen Geschichte entbehren mußte, konnte sich jetzt, am vaterländischen Herde sitzend, an den Erinnerungen erquicken, welche der gewandte Griffel hochgebildeter Landsleute heraufbeschwor.

Man lernte seine Nationalfehler kennen und dachte mit *Ernst* an ihre Besserung. Man pflegte die Landwirthschaft, die man bisher mit sprichwörtlichem Leichtsinne betrieben hatte; man suchte sich der angeborenen Verschwendungssucht zu entreißen.* Die Fühlung mit dem Bauern, welche der Adel fast verloren, wurde wieder hergestellt. Der Bauer entsagte dem Trunke, der ihn bisher in seinen Fesseln gehalten und legte ein Gelübde der Enthaltbarkeit in die Hände des Geistlichen nieder, welches er zu halten entschlossen war. Um dem Vorwurfe zu begegnen, daß man keinen Mittelstand aus sich heraus erzeugen könne, legte man sich fortan mit Vorliebe auf die Erwerbszweige, welche mit Gewerbe und Handel in Verbindung stehen. Man gründete Banken und Vorschußvereine, unterstützte polnische Künstler, ermuthigte die polnische Wissenschaft, verhinderte daß polnischer Boden in deutsche Hände kam. Das Wort des Grafen Dzialyński: „*Große* Verräter verkaufen ihr Vaterland im *Ganzen*, *kleine morgenweise!*“ machte die Runde durch das ganze Land. Von jetzt ab wurde jeder Morgen polnischen Besitzes zu einem Bollwerk nationaler Abwehr.

Der Pole von 1870 ist nicht der Pole von 1772 mehr. Die Nationalität hat eine Intensität, eine Tiefe gewonnen, wie sie ihr noch niemals eigen war.

Noch ein anderer Faktor hat sich im Laufe der Zeiten eingefunden, mit welchem man früher nicht rechnete, nämlich die *Juden*.

In dem echten Westpreußen wurden unter der Ordensherrschaft keine Juden geduldet. Auch unter polnischer Herrschaft wurden sie hier in den Städten nicht zugelassen; auf dem Lande und in den Vorstädten siedelten sie sich zuweilen unter dem Schutze der Starosten an. Als das Land 1772 an Preußen fiel, wurden daselbst kaum 1000 Juden gezählt.

Anders im Netzedistrikt, wo von alten Zeiten her Juden in Masse saßen. Zwar ließ der König viele Tausende derselben, welche bettelnd umherzogen und ihr Domicilrecht nicht beweisen konnten, über die Grenze nach Polen schaffen.

* Schon zu den Zeiten der Barer Konföderation erhob sich unter dem polnischen Adel ein plötzlicher Enthusiasmus für die *Sparsamkeit*. Doch war es *damals* Strohfeuer. Der lustige Fürst Lubomirski ließ öffentlich austrommeln, daß ihm von jetzt an *Niemand etwas borgen solle*. Die Wirkung dieser „Proklamata“ wird man sich denken können.

Dennoch blieben noch über 20,000 Köpfe, die man nicht so ohne weiteres verstoßen durfte.

Durch die spätere Gesetzgebung begünstigt, haben sich denn diese Juden vom Netzedistrikt aus über ganz Westpreußen ausgebreitet. Nach dem Frieden von 1815 begannen sie die verarmten Städte auszukaufen; die besten Grundstücke und Nahrstellen der kleinen Städte gingen in ihre Hände über. Nachgehens ließen sie sich - größtentheils als Schankwirth - auch auf dem platten Lande nieder.

Auch bei den westpreußischen Juden ist eine erhebliche Änderung des Volkscharakters eingetreten.

Als Westpreußen preußisch wurde, bedienten sich die dortigen Juden genau derselben Tracht, welche noch gegenwärtig in russisch Polen und Galizien üblich ist. Sie trugen lange schwarzseidene Kaftane, lange Seitenlocken (Peißen) und hohe Pelzmützen, die sie auch im Sommer nicht ablegten. Sie beobachteten die talmudischen Vorschriften mit derselben peinlichen Genauigkeit, wie die polnischen Juden noch heutzutage; sie führten ihre Bücher in hebräischer Sprache, hielten sich von jeder christlichen Bildung fern.

Wenige Jahre der preußischen Herrschaft genügten, sie völlig umzuwandeln. Die deutsche Tracht war das Erste, was sie von den sie umgebenden Deutschen annahmen. Alsdann gingen sie an die deutsche Bildung, die sie sich mit einer staunenswerten Schnelligkeit zu eigen machten. Schließlich nahmen sie eine Revision ihrer Ritualgesetze vor, deren nicht wenige fallen mußten. Gegenwärtig ist der westpreußische Jude ein von dem polnischen völlig verschiedenes Wesen. Der letztere sieht ihn als eine Art von Ketzer, als einen halben Christen an, während ihn dieser wegen seiner Rohheit und Unbildung bemitleidet.

Im Jahre 1848 trat die Frage der politischen Emancipation auch an die Judenwelt. Die oben erwähnte Doppelfrage wurde den Juden eben so wenig erspart, als den Christen.

Das sie sich *politisch* auf die *demokratische* Seite schlugen, wird ihnen wohl Niemand verdenken. Es war selbstverständlich, daß sie die Konsequenzen einer Revolution, die ihnen politische Rechte versprach, mit Freude annahmen.

Die *nationale* Frage beantworteten sie auf *verschiedene* Weise. Bald schlugen sie sich auf die *deutsche* Seite, bald auf die *polnische*, je nachdem es ihren Interessen zusagte. Es konnte dieses Schwanken nicht auffallen, da ja die Deutschen, wie wir gesehen haben, dasselbe thaten.

In ihrem Innern waren sie der deutschen Nation geneigter, als der polnischen. Das *protestantische* Wesen sagte ihnen mehr zu, als das *katholische*. Die in Preußen herrschende strenge Gesetzlichkeit und Unpartheilichkeit imponirte ihnen. Der Pole ließ sich zwar leichter behandelt als der Deutsche, er war in Geschäften bequemer und freigiebiger, aber er hatte ihnen gar zu oft seine Verachtung gezeigt, sie zu oft mit Fußtritten traktirt und gemißhandelt. Sie zogen den Deutschen vor, welcher zwar *grob* und *knickerig*, aber auch *gerecht* und *ehrlich* ist.

Seit 1861 begann - von russisch Polen ausgehend - eine *andere* Anschauungsweise Platz zu greifen.

Dieselbe Bewegung, welche sich in Westpreußen längst vollzogen, trat 1861 - also fast ein Jahrhundert später - unter den russisch-polnischen Juden ein. So wie sich die westpreußischen (und Posener) Juden damals germanisirt hatten, begannen die polnischen Juden jetzt ihren Polonisirungsprozeß. Sie verbündeten sich mit den Polen und nahmen tatsächlich an ihrem Aufstande Theil. Es bildete sich der Gedanke, daß man von einem wiedererstandenen *Polen* dasjenige erlangen werde, was man von den *Russen* zu erhalten verzweifelte.

Ähnliche Vorstellungen breiteten sich unter den *galizischen* und *posenschen* Juden aus. Auch nach *Westpreußen* sind die schon vorgedrungen. Sie finden ihren Eingang vorzüglich bei der *jüngeren* Generation, während die *älteren* dem preußisch-deutschen Wesen geneigter ist. *Ob sie durchdringen werden, hängt von Umständen ab, die vorläufig noch außer alle Berechnung liegen.*

Wir haben gesehen, wie sich die westpreußische Bevölkerung historisch entwickelt hat. Betrachten wir jetzt näher ihre aktuelle Beschaffenheit.

Die slavische Bevölkerung von Westpreußen hat ihren Hauptsitz auf dem *pommerellischen Höhenlande*, welches *nordöstlich* der Brahe liegt.

Die slavischen Fürsten von *Ost-Pommern* hatten auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum ihre Nationalität bewahrt, während die slavischen Fürsten von *West-Pommern* sich fast gleichzeitig mit ihrer Christianisirung derselben entäußerten. Der Apostel von *Ost-Pommern* war ein *Slave* gewesen, während *West-Pommern* durch einen *Deutschen* dem Heidenthume entrissen ward. In *Ostpommern* war von jeher der *polnische* Einfluß vorwiegend, während *Westpommern* den *deutschen* Einwirkungen widerstandslos anheimfiel.

Als das Deutschthum von Westen andringend ganz Westpommern durchzogen hatte, blieb es vor jenen düsteren Höhen unfruchtbaren Haiden stehen, in deren Waldesdunkel der echte unverfälschte Slavismus seine letzte Zuflucht fand. Hier giebt es Stellen, wo noch gegenwärtig die Bewohner den Fremdling, welcher sie in deutscher Sprache anredet, wild und trotzig anschauen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen; giebt es Stellen der Erinnerung an das Heidenthum, die noch nie ein deutscher Fußtritt entweiht hat; Stellen, deren Bewohner - außer dem Gensdarm und dem Steuererheber - niemals einen unslavischen Menschen zu Gesicht bekamen.

Das ist die sogenannte „Kassubei“,* die „*falsche* Kassuberei“, wie man sie eigentlich nennen sollte (die *wahre* liegt in der Provinz Pommern zwischen der westpreußischen Grenze und dem Persante-Fluß).

Die *westpreußischen Kassuben* oder *Ost-Wilzen*, wie man sie eigentlich nennen sollte, sind im Laufe der Zeiten dermaßen polonisiert, daß sie sich von den echten Polen nur wenig unterscheiden. Auch ihre Mundart weicht nach dem Zeugnis der besten Slavisten vom Hochpolnischen nicht erheblich ab. Der Stock spezifisch kassubischer Wurzelwörter, wie sie Mrongovius und Cejnova verzeichnet haben, ist unbedeutend, desto größer die Anzahl der recipirten Germanismen, die allerdings ein echt polnisches Ohr beleidigen.

* Die *wahre* Kassubei (schon in Urkunden des 12. Jahrhunderts *Cassubia vera* genannt), ist gegenwärtig fast gänzlich deutsch, bis auf den kleinen Landstrich zwischen der westpreußischen Grenze und dem Labafluß, wo die sogenannten *deutschen* (soll heißen: *evangelischen*) *Kassuben* wohnen, die man in früheren Zeiten auch „Istker“ nannte, weil sie mit der Endung *istka* oder *istko* Mißbrauch trieben (beispielsweise statt „chtop“ der Bauer „chtopistko“ sagten; im Polnischen heißt *chtopistko* ein *plumper*, *grober* Bauer). An ihrer angestammten Sprache halten sie noch gegenwärtig mit Eifer fest, und die bei ihnen angestellten evangelischen Prediger, fast lauter Deutsche, haben die Verpflichtung, ihre Vorträge in polnischer Sprache zu halten. - Diesen evangelischen Kassuben ähnlich, aber dennoch von ihnen verschieden, sind die zwischen Leba und Lupow ansäßigen *National-Wenden*, die sich selbst „*Slaven*“ nennen (auch ihre Hauptstadt wurde *Slava*, jetzt *Schlawa* genannt). Sie sprechen eine Mundart, welche von derjenigen der *Spreewald-Wenden* nicht so erheblich abweicht. Ihre Vorfahren bildeten offenbar eine Enklave in dem mehr Lechitischen Kassubenstamm. - Die mittleren Kassuben wurden früher *Kabatten* genannt, weil sie in Pelzen dieses Namens gingen, die sich durch eine primitive Zubereitungsart auszeichneten. Sie nähten nämlich zwei Schaffelle in der Art zusammen, daß sie für Kopf und Arme Öffnungen ließen. Dieses sack- oder taschenartige Kleidungsstück mußte allerdings den Polen, welche bereits in feinen Röcken gingen, sehr auffallen. Es hat daher Mrongovius angenommen, daß die Kassuben von diesem Kleidungsstück, das früher einen ähnlichen Namen gehabt haben mag, da *kazha* oder *kazka* im Altslavischen Leder heißt, ihren Namen tragen. - Schließlich sei hier noch bemerkt, daß auf dem Wappen von Pommerellen ein *weißer Greif im rothen Felde* zu sehen ist, während das Wappen des Herzogthums Kassubien einen *schwarzen Greif in gelben Felde* zeigt.

Der Pole pflegt gegen die Deutschen, die seine Sprache radebrechen, sehr tolerant zu sein. Er betrachtet ihre kindlichen Versuche in seiner Muttersprache, als eine deren Vorzügen dargebrachte Huldigung, welche durch Spott oder Gelächter zu unterbrechen plump und unrecht wäre. Vielmehr bemüht er sich, dem Strauchelnden nach Kräften beizustehen und weiß den Irrenden mit ebensoviel Geschick als Takt auf den rechten Weg zu bringen.

Anders verhält er sich einem geborenen Polen gegenüber, der seine Muttersprache in inkorrekt Weise handhabt. Er betrachtet ihn gleichsam als einen entarteten Sohn der allgemeinen Mutter, dessen innerer Abfall sich in seiner Redeweise verleibt. Wenn der westpreußische Kassube in die Gegend von Posen oder Gnesen kommt, wo man - wenn nicht das feinste - so doch das korrekteste Polnisch spricht: setzt man seinen Ansprüchen auf angeborenes Polenthum die ernstesten Zweifel entgegen und hängt ihm schließlich den Schimpfnamen: „Niemiec“ an. Was man bei einem *wirklichen* „Niemiec“ als Naturfehler entschuldigt, gilt bei dem *falschen* „Niemiec“, dem Kassuben, als Kapitalverbrechen.

Als 1807 die Polen mit den Franzosen vereint Westpreußen wiedereinnahmen, wiesen sie an vielen Orten die patriotischen Liebensebeweise der Kassuben mit Verachtung von sich. Sie lehnten es ab, mit ihnen zu fraternisieren; sie stellten sie in Betreff der Behandlung kaum den Deutschen gleich, die sie zwar haßten aber nicht verachteten.

Sie hatten *selbst* den größten Schaden davon.

Als 1846 der Krakauer Aufstand sich nach Posen und Westpreußen verpflanzte, war es einem jungen Edelmann bei Pr. Stargard gelungen, einige Hundert kassubische Bauern um sich zu versammeln, mit denen er die schwarzen Husaren aus der Stadt vertreiben wollte. Wie es an die Ausführung dieses Vorhabens ging, trat ein alter kassubischer Schneider auf und ermahnte seine Landsleute mit eindringlichen Worten, umzukehren. „Er wisse sich sehr wohl zu erinnern“, sagte er, „wie sich die Polen während der Jahre 1806 und 7 in Westpreußen betragen hätten. Mit den Deutschen und Juden seien sie gut Freund gewesen, die Kassuben aber hätten sie gemißhandelt.“ Die Wirkung der Rede war, daß die Kassuben auseinander gingen, ihren jugendlichen Führer im Stich lassend, der bald darauf gefangen ward.

Gegenwärtig haben die Polen ihren damals gemachten Fehler eingesehen und suchen ihn nach Kräften zu reparieren.

Die polnische Qualität der Kassuben, welche eine Thatsache ist, wird von den Polen der Neuzeit nicht mehr bestritten. Der Pole reicht dem Kassuben jetzt unbedenklich die Bruderhand, welche der Kassube jetzt nicht mehr ausschlägt, wie ehemals. Denn auch in ihm hat die Erstarkung des Nationalgefühls, welche ein Kennzeichen der Neuzeit ist, Platz gegriffen; das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der großen Mutter Polen, hat den Groll über ehemalige Zurücksetzung überwunden. Weshalb auch die in neuerer Zeit gemachten Anstrengungen der Panslavisten, eine eigene kassubische Nationalität zu konstituieren, die sich an Rußland statt an Polen lehnen sollte, gescheitert sind.*

Einen Unterschied zwischen dem *Kassuben* und dem echten *Polen* ist allerdings vorhanden. Doch ist derselbe lange nicht so bedeutend, wie derjenige zwischen den deutschen Stämmen, z.B. *Sachsen* und *Schwaben* ist, welche sich gegenseitig als Deutsche anerkennen.

Der Kassube hat eine *trübere* und *dumpfere* Natur, als der Pole; es fehlt ihm etwas von der Elastizität und der Munterkeit, welche den Polen auszeichnet. Auch seine Sprache zeichnet sich durch dumpfe Vokale aus. So sagt er beispielsweise *zbon* für *dzban* (Krug), *Gdunsk* für *Gdansk* (Danzig), was freilich (da Vokalverdampfung dem Patois überhaupt eigen ist) auch in anderen provinziellen Mundarten gehört wird. Überbleibsel des Heidenthums, welche in der Provinz Posten schon längst geschwunden, finden im westpreußischen Kassuben noch immer eine Stätte; abergläubische Gebräuche, welche man in Posten nicht mehr kennt, werden hier noch immer gehegt und gefeiert. Hier ist der klassische Boden, wo noch 1837 eine Hexenschwemmung veranstaltet ward, deren tragisches Ende (die „geschwommene“ Hexe starb) die Urheber ins Zuchthaus führte. Hier ist es, wo man noch immer versucht, seine Feinde „todt zu singen“. Hier ist es, wo man auch häufig die Gräber öffnet und den Todten welche „Vampyre“ oder „Gierache“ sind, die Hälfte abstößt.

Der westpreußische Kassube ist kleiner und schlechter genährt, als der Pole; aber stark und ausdauernd, wenn die kleinen einheimischen Pferde, mit denen er nach der Stadt fährt, seine kärglichen Produkte abzusetzen. Der Heidebewohner (*Burak*) spannt vor den Haken oder Pflug, mit welchem er seine leichten Felder ackert, ein Pferd, eine Kuh und schließlich sich selber vor. Hat er die Sande gefurcht und

* Dr. Florian Ceinova, der Hauptagitator für die Loslösung der Kassuben vom Polenthum, war mit auf dem letzten Slavenkongresse in Moskau. Der Anklang, den er sich dort erworben, fand in den Herzen seiner westpreußischen Landsleute keinen Wiederhall.

besät, so eggt er sie, indem er über die rauhen Stellen der Reihe nach mit einem abgebrochenen Fichtenstrauch fährt. Das Übrige überläßt er vertrauensvoll dem lieben Gotte. „Pan Bóg daj rosnać“** murmelt er, sich und den Acker fromm bekreuzend, und geht nach Hause.

Auf einzelnen Stellen der Tucheler Haide ist die Kargheit des Bodens so groß, daß die Bewohner sich einen Theil des Jahres hindurch von Buchweizengrütze, Buchweizenklößen und Kartoffeln nähren. Brot ist ein Leckerbissen, welchen sie nur selten zu Gesicht bekommen. Fehlen die Kartoffeln und ist das Buchweizenmehl sammt der Buchweizengrütze ausgegangen - so leben sie vom Kohl, zu dem sie außer verschiedenen nicht sehr verdaulichen Garten- und Feldkräutern noch wilden Buchweizen (*Polygonum arvense*) nehmen. In der Nähe der großen See'n befinden sich Dörfer, deren Bewohner fast ganz von Fischen leben. Oft verbreiten sie schon von ferne einen Fischgeruch, der an das Land der Eskimo erinnert.

Die Erlaubnis, in fremden Seen zu fischen, ist entweder von Alters her ertheilt, oder auch neuerdings für einen geringen Zins zu erlangen. Das Jagdrecht ist dem Besitzer des Grundes und Bodens reserviert, auf welchem sich das Wild findet, wird eifersüchtig von demselben bewacht und selbst gegen gute Bezahlung selten abgetreten. Wer also eines Jagdgebietes entbehrt, wird namentlich, wenn er sich vom Wilde ernähren will, *wildern* müssen.

Das Geschlecht der *Wildschützen* ist daher in keinem anderen Theile der Monarchie so stark wie hier vertreten. Die Wildschützen (*Kurpiki* ehemals genannt, von *Kurpie*, einer Art von Bastschuhen, deren sie sich bedienten), bildeten eine eigene Klasse von Bewohnern, welche mit dem Gesetze und dessen Wächtern, den Forstbeamten, im ewigen Kriege liegen.

Alle - auch anderwärts üblichen - Wilddiebskünste finden sich hier in der größten Vollkommenheit.

Kommt ein neuer Förster, so wird er erst ausprobiert. Sieht man, daß er gelinde Saiten aufzieht, daß er Miene macht, fünf gerade sein zu lassen, so geht man ihm möglichst aus dem Wege und wildert in Gegenden, wo er nicht hinkommt. Zeigt er sich streng und unerbittlich, so tritt man ihm frech entgegen und sucht ihn bei Gelegenheit - hinter einem Baume stehend - „wegzuputzen“. Will das nicht gelingen, so schleicht man sich Abends an seine Wohnung, wartet bis der Förster zu

** „Gott gebe das Gedeihen!“

Hause, Licht angezündet und die Fensterladen geschlossen sind, und erschießt ihn dann durch die herzförmige Öffnung in den Laden, sobald er sich daran zeigt. Tritt dann ein neuer Förster ein, so beginnt diese Taktik von Neuem; und so in's Unendliche.

Der *Wildschütz* ist weit erhaben über den armen *Fischer*, der auf erlaubte Weise sein Leben fristet. Er ist ein bewaffneter Mann, nicht selten ein Adliger. Das Nationalbewußtsein, das auch in dem armen Fischer wohnt, erscheint in dem Wildschützen potenziert; er kommt sich wie ein Indianer auf dem Kriegsfade vor; er ist ein Parteigänger, welcher den von seinen Landleuten aufgegebenen Krieg gegen die Deutschen auf eigene Rechnung fortsetzt; ein Unversöhnlicher, welcher seine Kinder für einen größeren Krieg vorbereitet, den die Zukunft bringen wird.

Und diese *Kurpiken* waren es, welche man 1806 zu Freikorps im preußischen Interesse vereinigen wollte, um sich gegen ihre Landleute, die mit den Franzosen verbündeten Polen, zu schlagen! - Natürlich gelang das nicht; vielmehr liefen sie zu den Polen über, welche unter Dombrowski die Weichsel hinunterzogen.

Als 1813 der Aufruf des Königs an sein Volk erging, auf welchen die Deutschen auch in Westpreußen mit thatkräftiger Begeisterung antworteten, versteckten sich Viele der polnischen Bewohner in der Haide, um nicht ausgehoben zu werden, und es bedurfte eines geordneten militairischen Kesseltreibens, um sie aus diesen Verstecken herauszuholen.

Außer dem Wildern ist bei den Kassuben der Tucheler Haide auch ein Gewerbe im Gange, das freilich auch die dort wohnhaften Deutschen nicht vernachlässigen, nämlich die *Holzdefraudation*. In Folge der Holzdefraudation ist unter dem Kleinadel der Tucheler Haide zu preußischen Zeiten stark aufgeräumt worden. Denn da bekanntlich in Preußen jede dritte Holzdefraudation als crimen gilt, und zwar als *schimpfliches*, so wurde denjenigen Adligen, welchen man wegen *dritter Holzdefraudation* zu strafen genöthigt war, der Adel aberkannt. Auf diese Weise haben Hunderte von den Klein-Edelleuten in der Tucheler Haide ihren Adel ganz eingebüßt.

Trotzdem gibt es deren noch immer genug.

Man hat schon oft danach geforscht, woher dieser zahlreiche Kleinadel (*drobna szlachta*) in der Tucheler Haide stamme. Man hat allerhand Märchen Glauben

geschenkt, welche darüber im Schwange gehen. Man hat neue Märchen erdacht, um den alten Glauben zu schaffen.*

Die Anhäufung des Adels an dieser Stelle ist die Folge einer ganz naturgemäßen Entwicklung.

Der pommerellische Adel hat gleich dem polnischen niemals ein Seniorat gekannt. Der Vater vererbte sein Gut nicht an einen Sohn, welcher die anderen abfand, sondern an alle Söhne, welche auf dem Gute zusammenblieben, so lange es anging. In kultivirteren Gegenden sah man sehr bald die Unmöglichkeiten, dieses System fortzuführen. Waren die Güter bis auf ein gewisses Minimum herabgebracht, so übernahm sie einer der Söhne für sich alleine, und fand die Miterben mit angemessenen Summen ab. Wo aber so primitive Zustände herrschten, wie in der Tucheler Haide, entwickelte sich eine Geldwirthschaft erst in später Zeit. Hier lag die Abfindung jüngerer Söhne durch Geldsumme, wie klein diese auch sein mochten, außerhalb der Möglichkeit; es blieb nur Naturaltheilung übrig, da es an Gelde mangelte.

Auch die Werthlosigkeit des Objectes begünstigte die Naturaltheilung.

Es ist ein großer Unterschied, ob man 1000 Morgen Gerstenland erster Klasse besitzt oder 100. Ob man aber 1000 Morgen fliegenden Sandes besitzt, oder 100, oder 10 oder 3 Morgen, bleibt sich fast gleich. Nun aber verlor der polnische Edelmann gesetzmäßig zwar nicht sein Waffenrecht - dies mußte ihm immer bleiben - aber seine *politischen* Rechte, sobald er nicht possessionatus war. Konnte also ein Vater seinen Söhnen ihre politischen Rechte dadurch erhalten, daß er ihnen zu 10-15 Morgen solchen Ackers vertheilte, der - bei dem westpreußischen Höhenwinde - fast immer „unterwegs“ war; warum hätte er es nicht thun sollen.

Endlich hatten sich in diesen armen Gegenden vorzugsweise viele kleine Freie (Pane) erhalten, während in Gegenden von größerer Kulturentwicklung die ärmeren Freien zu Kmethonen (Bauern), ja selbst zu Leibeigenen herabsanken. Wer wenig braucht und sich deshalb leichter ernähren kann, mag seine Freiheit länger behaupten, als die Üppige. Aus diesen Gemeinfreien aber ist erweislich der polnische Adel entstanden. Auch in anderen Gegenden des ehemaligen polnischen Reiches, wo ähnliche Verhältnisse obwalteten, wie im Dobrzynska-Lande, in

* Eine landläufige Fabel läßt sie aus einem Regimente herkommen, welches Johann Sobieski wegen in der Schlacht bei Wien bewiesener Tapferkeit in den Adelstand erhob. Andere sprechen von königlichen Leibsoldaten (Hajduken), welche dort auf königlichem Grunde angesetzt seien.

Masovien, im Gebiete Belcz und anderswo, finden sich von Alters her ganze Dörfer, welche mit Edelleuten besetzt sind.

Die „Nobiles pauperes e districtu Czluchoviensi“ werden bereits in einem Statut von 1505 erwähnt. Auch nicht ein Einziger dieser Adligen stammt aus den Kriegen des Johann Sobieski her. Wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung mit dem Türkenkriege zur Zeit des Kaisers Rudolf II. vor. Demselben wohnte unter Anführung des Gerhard v. Dönhof eine Hilfsschaar von polnischen Edelleuten aus der pommerellischen Haidegegend bei, von denen sich Einige so auszeichneten, daß der König ihnen gestattete, den Halbmond in ihre Wappen aufzunehmen; welches also - wohl verstanden - schon vorhanden war.

Daß Kolonisationen von königlichen Hajduken (Leibsoldaten) in der Haide stattgefunden, ist nicht ganz abzuweisen. In der Tat müssen solche Kolonisationen in der Gegend von Schliowitz geschehen sein, wo man noch gegenwärtig inmitten des Kassubischen eine reine hochpolnische Mundart hört. Jedoch haben die Kolonisationen niemals einen solchen Umfang genommen, daß sie den Charakter der ganzen Bewohner infiziren konnten. Im Übrigen ist es auch zweifelhaft, ob die angesetzten Kolonisten adlig waren.

Die Bewohner des nördlichen Netzedistrikts betreffend, die von den Groß-Polen auch gewöhnlich Kassuben genannt werden - so gehören diese groentheils dem Stamme der Paluken* an, der sich von anderen groß-polnischen Stämmen nicht sehr unterscheidet. Daß sie einige Solocismen mit den Kassuben gemein haben, kann nicht geleugnet werden. So hört man hier die Kartoffeln „bułwi“ und „perki“ nennen, während man sie im hochpolnischen „kartofle“ nennt. Doch Ungeheuerlichkeiten, wie „verpachtowac“ statt „wydzierzawic“ oder „puścić w arędę“, wie man es in der kassubischen Schweiz zu hören bekommt, sind hier nicht gebräuchlich.

* Über die Grenzen des Paluken-Landes vergleiche meine Schrift über den Kreis Flatow, Seite 24. Den Namen Paluki möchten wir von Pa (=po) und luki Wiesen, herleiten. Es würde also *Wiesenland* heißen, im Gegensatz zu dem benachbarten *Waldlande*, Kujawien (mit dem nord. skóg, Wald und den poln. choja, Fichte, zusammenhängend). Wer Paluken kennt, weiß, daß es wirklich ein Wiesenland ist. Kujawien betreffend, so muß man es nicht nach dem kleinen Striche um den Goplo-See beurtheilen, der waldlose Niederung ist. Das Gros des sich weit in das russische Polen hineinreichende Kujawiens ist noch heute Waldland.

Die auf dem Höhenlande südlich der Ossa wohnenden Polen stammen größtentheils aus dem *Dobrzyńska-Lande* und der echten (polnischen) *Michelau*.^{*} An einzelnen Stellen schlossen sich der polnischen Emigration auch *Kujawen* an. An der Südgrenze, wo sie fast noch im Zusammenhang mit ihrer Heimat stehen, kann man sie leicht an ihren breiten Hüten von den Dobrinern und Michelauern, welche *Spitzhüte* vorziehen, unterscheiden. Weiter nördlich haben sich diese Unterschiede mehr verwischt. Der polnische Bauer um Culm und Graudenz herum hat seine Nationaltracht abgelegt und sich den nichtssagenden modernen Formen anbequemt.

Sowohl die Dobriner, als auch die Michelauer Polen, gehören zu den besten Stämmen ihrer Nation. Sie zeichnen sich, wie auch die Kujawen, durch größeren Fleiß in ihrer Arbeit, sowie durch größere Sauberkeit aus. Der Dialekt, welchen sie sprechen, steht dem Hochpolnischen näher, als das Kassubische und Masurische; er enthält nur wenige Idiotismen.

Im Osten der Landschaft befinden sich bereits Masurische Elemente, wie sie in dem südlichen Ostpreußen vorherrschen. Die dort wohnenden Polen sprechen einen eigentümlichen Dialekt, welchem die geschliffenen Laute fremd sind. Sie sprechen „carny“ (zarny) statt „czarny“ (tsarny=schwarz), *cełę* (zelleng) statt *ciełę* (tschlang=Kalb); und Ähnliches, welches auf die gebildeten Polen keinen guten Eindruck macht.

Die Geschichte dieser Masurischen Bevölkerung auf Preußischem Gebiete, welche größtentheils dem evangelischen Bekenntnis angehört, ist ziemlich unbekannt. Sie scheinen sich in Ostpreußen schon zur Zeit des Ordens niedergelassen zu haben, da Sudauen und Galinden durch die Eroberungs- und Befreiungskriege desselben in eine menschenleere Wüste verwandelt war. Als die Herzoge von Preußen die evangelische Religion annahmen, wurden die Masuren ebenfalls evangelisiert. Ein bedeutender Nachschub masurischer Protestanten, welche, durch die intolerante Gesetzgebung des Herzogthums Masovien gezwungen, das Land verließen und in Ostpreußen eine Zuflucht fanden, ließ ihre Zahl so anschwellen, daß sie fast das ganze südliche Ostpreußen überschwemmten, welches noch heutzutage *Masuren* heißt.

^{*} Ist ein kleines Ländchen im Süden von Straßburg an der Drewenz das der Orden erst im Pfandbesitz hatte und dann durch Verjährung gewann. In preußischen Zeiten wurden die Kreise Straßburg und Löbau unter dem Namen „Michelauer Kreis“ zusammengefaßt.

Ehemals gab es *evangelische* Polen auch außerhalb der masurischen Distrikte in ganz Westpreußen. In Stuhm und an vielen anderen Orten hatten ehemals die evangelischen Prediger die Verpflichtung, periodisch in polnischem Idiom zu predigen. In Danzig besteht noch heutzutage die evangelisch-polnische Kirche zu St. Anna, bei welcher der bekannte polnische Lexikograph Cölestin Mrongovius bis an sein Lebensende als Pfarrer stand. Die ehemals zahlreiche Gemeinde war bereits zu seinen Lebzeiten bis auf ein Minimum herabgesunken, so daß er gewöhnlich vor leeren Bänken predigte.

Wo mögen nun alle diese evangelischen Polen geblieben sein? - Die Antwort auf diese Frage ist schon oben angedeutet. *Sie haben sich theils germanisiert, theils nahmen sie den katholischen Glauben an.*

Auch unter den evangelischen Polen findet gegenwärtig eine Bewegung statt, welche dem Slavismus günstig ist. Häufige Bekehrungen zum Katholizismus, Sympathien mit den russischen Polen, die früher nur spärlich vorhanden waren; antipreußische Gefühle, die sich mit der politischen Demokratie verschlingen, zeigen zur Genüge, daß hier die nationalen Interessen über die religiösen triumphieren wollen. *Ob ihnen dieses gelingen werde, hängt noch von Umständen ab.*

Die polnische Sprachinsel im Stuhmer Kreise ist, wie bereits erwähnt, durch Kolonisation mit kassubischen Elementen durchsetzt. Doch haben diese keine selbstständige Existenz gewonnen. Im Ganzen kann man annehmen, daß die hier seßhaften Polen von denjenigen des Culmer Landes nicht sehr verschieden sind.

Die deutsche Bevölkerung in ganz Westpreußen ist *niedersächsischen* Stammes. Nur in einem kleinen Distrikte an der Grenze von Ostpreußen - in dem sogenannten Oberlande - haben sich *oberdeutsche* Elemente concentrirt. Hier spricht der Bauer hochdeutsch, und zwar einen breiten *bayerischen* Dialekt, während sonst auf dem platten Lande die *niederdeutsche* (*plattdeutsche Mundart*) vorherrscht.

Die deutschen Einzöglinge kamen bekanntlich aus allen Theilen Deutschlands herbei. Doch waren die Oberdeutschen in solcher Minorität, daß sie von den Niederdeutschen aufgeschluckt wurden. Nur in dem Orden selbst war das oberdeutsche Element zuletzt stärker vertreten, so daß sich die niedersächsischen Ritter über Zurücksetzung beschwerten. Die Eifersucht der beiden großen Stammgruppen gehört mit zu den Ursachen, welche dem großen Abfall von 1454 zu Grunde liegen.

Auch die Niederdeutschen kamen aus verschiedenen Gegenden und brachten verschiedene Trachten, Sitten, Dialekte mit.

Es ist in Westpreußen (wie auch in Pommern und im Netzedistrikt) eine gewöhnliche Erscheinung, daß man in zwei aneinander grenzenden Dörfern mitten im Lande zwei ganz verschiedene Dialekte hört. In dem einen Dorfe wird das Buch „Book“, in dem anderen „Bauk“ genannt; in dem einen Dorfe wird die Neune „Nägen“ ausgesprochen, welche Benennung, in dem Nachbardorfe vorgebracht, stets schallendes Gelächter erregte, da man hier die Neune „Neigen“ nennt.

Im Ganzen aber kann man festhalten, daß die Deutschen auf der *Höhe südwestlich der Brahe* dem *westphälischen*, die auf dem *Höhenlande im Norden der Ossa* wohhaften dagegen, so wie die *Niederunger*, dem *niedersächsischen Stamme par excellence* angehörten.

Die niedersächsische Race zeichnet sich in ihrer Heimat durch Fleiß und Zähigkeit aus; sie ist auch in ihrem neuen Domizil nicht ausgearbeitet. Am besten wird der Stammescharakter durch die Niederunger repräsentirt, welche mit dem Lande, welches sie bewohnen, verwachsen sind, als die Höhsichen. Sie sind länger im Lande, sind ungemischer, und endlich macht ihnen der beständige Kampf, den sie um ihr Land mit den Elementen führen, dasselbe um sie theurer; so wie eine Mutter dasjenige Kind am meisten liebt, das ihr die größten Sorgen verursacht. Wenn man dem Niederunger die Unbilde seines Daseins in's Gedächtnis ruft, antwortet er mit Stolz, „daß er lieber in der Niederung *ersaufen*, als auf der Höhe *verhungern* wolle“.

Die Niederunger enthalten eine starke Beimischung *flämischer* und *friesischer* Elemente, welche namentlich in den *Mennoniten* vertreten sind. Das sind die Nachkommen jener holländischen Wiedertäufer, welche um die Zeiten Alba's herum aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden und in Westpreußen, namentlich auf den Territorien des *großen*, des *kleinen* und des *Danziger Werders* eine Zuflucht fanden. Durch Nüchternheit und Mäßigkeit übertrafen sie noch ihre niedersächsischen Stammgenossen, unter denen sie sich ansiedelten.

Die Friesen und Fläminger befehdeten sich zwar untereinander, da sie in Religionssachen und Tracht von einander anwichen. Die strengeren Friesen, welche noch altmodisch Röcke mit Haken und Ösen trugen, hielten sich von den neumodischen Flämingern fern, die ihre Röcke mit Knöpfen besetzten. Denn, wie es in dem bitteren Spottvers heißt:

„Die mit Haken und Ösen
Wird Gott erlösen;
Die mit Knöpf' und Tasken
Wird der Teufel erhasken.“

Darin aber waren beide Fraktionen einig, daß sie Tracht und Sprache rein deutsch erhielten. Ebenso prallten alle Bekehrungsversuche, sowohl der Katholiken, als der Evangelischen, an ihrer unerschütterlichen Überzeugung ab.

Die Mundart der vorzugsweise niedersächsischen Abtheilung zeichnet sich durch einen gewissen Hang zur Verbreiterung, Verdampfung und Verunreinigung der Vokale aus. Eigenthümlich ist ihr das unreine a (oa, z.B. *Koahn* statt Kahn), welches etwa dem schwedischen a entspricht, und das unreine e, welches wie lang a gesprochen wird (so wird statt Sperling „Spaarling“ gesagt). Das kurze i wird regelmäßig zu e verflacht (statt „ich“ z.B., welches im gewöhnlichen Plattdeutsch „ick“ heißt, hört man „eck“ aussprechen); ebenso das kurze u in o (statt „unn“ z.B. wie man das hochdeutsche „und“ sprechen sollte, wird „onn“ gesagt).

Die Mundart der westphälischen Abtheilung neigt sich im Allgemeinen zu helleren und reineren Lauten hin. Eigentümlich ist ihr die Aussprache des langen u, welches, ähnlich dem englischen u und ew, wie ju lautet (z.B. dju statt du); sowie des langen o, welches ähnlich dem alt-angelsächsischen eo gesprochen wird (z.B. Meod' statt Mod).

Die deutschen Sprachinseln in Kassuben und dem Kulmer Lande bedienen sich noch immer des schwäbischen Dialektes, den die Vorfahren ihrer Bewohner in's Land gebracht. Sie können sich ihren niedersächsischen Landsleuten kaum verständlich machen, sowie sie ihrerseits die plattdeutsche Sprache derselben schwer auffassen. Der Deutsche ist einmal harthörig - zumal, wenn es seinen Landsleuten gilt. Es ist vorgekommen, daß deutsche Leute ein schlechtes Polnisch als das einzige Mittel ansahen, sich mit diesen Schwaben zu verständigen.

Die plattdeutsche Mundart war ehemals als *Umgangssprache* (als *offizielle* selten) auch in den Städten vorherrschend.

Gegenwärtig verschwindet sie hier immer mehr, um dem Hochdeutschen (Schriftdeutschen) Platz zu machen. Als Umgangssprache der gemeinen Leute findet man sie nur noch in Danzig, Elbing, Marienburg, in den kleinen Städten von Süd-Pommerellen und in den Städten des Netzedistrikts (selbst noch in Bromberg) vor.

Der Deutsche von Bildung - gleichviel ab eingeboren oder eingewandert - bedient sich überall der Büchersprache und hält sich von Dialekten so viel als möglich frei.

Wo kompakte Massen von Deutschen zusammensitzen, wo also eine Volkssprache wirklich vorhanden ist, wird die gebildete Umgangssprache von dieser Volkssprache allerdings beeinflusst. Hier kann man von einer hochdeutschen Mundart sprechen, die der sie umgebenden und unter ihr durchgehenden Volkssprache parallel läuft. Der gute Beobachter wird einen gebildeten Niederunger unschwer herausfinden, weil er das lange e (=a) ganz wie sein plattdeutsch redender Nachbar spricht. Der gebildete Netzedistriktbewohner wird an den Slavismen, die er mit seinem plattdeutsch redenden Nachbarn gemein hat, so wie an dem polnischartigen Accente kenntlich sein. Selbst der Charakter einzelner Städte und Dörfer prägt sich in der Mundart von gebildeten Leuten aus, welche in denselben geboren sind.

Wo aber die Deutschen nur sporadisch vorkommen, wo sie aus aller Herren Länder eingewandert und durch einander gerüttelt sind, hat sich ein fast dialektfreies Schriftdeutsch als Umgangssprache eingebürgert, wie es reiner in keinem der echt deutschen Länder zu finden ist. In Thorn und den kleineren Städten des Kulmer Landes z.B. hört man aus dem Munde der Gebildeten ein so korrektes Deutsch, wie man es nur irgend verlangen kann, Auch auf den Höhen von Nord-Pommerellen ist die gebildete Umgangssprache ohne erhebliche Provinzialismen.

Die westpreußischen Juden sprechen, wie alle Juden des ehemaligen polnischen Reiches, die sich sammt denen von Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen „*Aschkenasim*“, d.h. „*Deutsche*“ nennen, einen schwäbischen, mit Hebraismen durchsetzten Dialekt, wie man ihn ganz ähnlich in den unvermischt deutschen Ländern hat. Vor den russisch-polnischen Juden zeichnen sie sich durch die weichere Aussprache des ch (so sagen sie „iche“, während die russisch-polnischen Juden „i-ach“ sagen), sowie durch reinere Aussprache der Vokale (sie sagen z.B. „Pohlisch“, während die russisch-polnischen Juden „Pöhlisch“ sagen) aus. Der letztere Umstand trennt sie auch von ihren deutschen Stammgenossen, welche in vielen Landschaften das a wie o und das ei wie öi aussprechen. Die Gebildeten unter ihnen sprechen ein völlig reines Deutsch (Schriftdeutsch), das von dem Normaldeutsch nur durch eine überscharfe Accentuirung abweicht. In einigen Gegenden, wo sie sich vorzüglich heimisch fühlen, wie in Elbing und Danzig, haben sie selbst diese Accentuirung abgelegt, so daß man sie an der Sprache von den Nationaldeutschen fast gar nicht unterscheiden kann.

Einen winzigen aber merkwürdigen Theil der Gesamtbevölkerung von Westpreußen bleiben die *Zigeuner*, welche im Netzedistrikt seit 1772 sesshaft sind. Sie haben die christliche Religion in derjenigen Form angenommen, die in ihren Wohnsitzen zufällig die herrschende ist, sich sofort mit Deutschen (nicht aber mit Polen) gemischt und werden, da sie unter deutschen Namen in die Gemeindefisten eingetragen sind, binnen Kurzem bis zur Unkenntlichkeit germanisiert sein. Abgesehen von den körperlichen Eigentümlichkeiten, die noch immer nicht verwischt sind, zeichnen sie sich vor den echten Deutschen durch einen gewissen Hang zu vagabondirenden Erwerbszweigen aus. Es giebt im Netzedistrikt westpreußischen und posenschen Antheils mehre Dörfer die von Wandermusikanten, athletischen Künstlern und Kesselflickern ganz erfüllt sind.

Werfen wir jetzt unser Augen auf dasjenige, was die Nationen durch ihren wechselseitigen Verkehr während mehrerer Jahrhunderte von einander angenommen haben, so fällt uns ein reichlicher Austausch von Formen bei spärlicher Annäherung des Wesens auf. Die Formen sind oft nur der Niederschlag verunglückter Annäherungsversuche, die man in denselben ad acta legte. Sie werden, der Scheidemünze gleich, als Verkehrsmittel gebraucht und dann verachtet. Nicht selten müssen sie der gegenseitigen Neckerei und Verhöhnung dienen.

Die deutsche Nation hat vermöge ihrer angestammten Universalität und Weichheit gar Manches von den andern angenommen.

Der *westpreußische* Deutsche unterscheidet sich von dem *ostpreußischen* im Allgemeinen durch größere Gewandtheit und Lebhaftigkeit, welche häufig mit leichterem Sinn verbunden ist. Da beide auf demselben Stamme erwachsen sind, so wird das westpreußische Spezifikum offenbar die Folge einer häufigeren Berührung mit Polen sein. Ferner zeichnet sich der westpreußische Deutsche vor seinem ostpreußischen Landsmann durch größere Streit- und Prozeßsucht aus. Wo die Bevölkerungen sich so vielfach mischen, wie in Westpreußen: sieht sich der Einzelne auch in Friedenszeiten als einen Posten an, der zur Beobachtung des Friedens Wache steht. Jede Miene, jede Handbewegung des Andern wird scharf bekrittelt; jedes Wort wird auf die Goldwaage gelegt. Die gerichtliche Statistik weißt in den westpreußischen Bezirken, wie in den posenschen, eine Unzahl von Injurien- und Bagatell-Prozessen nach. Nirgends werden die Behörden mit einer solche Sündfluth von Denunciationen überschwemmt wie in Westpreußen und seiner Nachbarprovinz; nirgends machen die Rechtsanwälte so glänzende Geschäfte.

Eine Ausnahme von dieser westpreußischen Spezialität machen die Niederunger. In kompakten Massen wohnend, von vorzugsweise zähem Kaliber, wie sie sind, halten sie sich von der westpreußischen Streitlust ebenso fern, wie von der westpreußischen Lebhaftigkeit. Man kann sie die deutschesten der Deutschen in der ganzen Provinz benennen, weil bei ihnen slavische Einflüsse am wenigsten zu bemerken sind. In der höchsten Potenz aber zeigt sich diese Zurückhaltung bei den Mennoniten, deren angeborenes Phlegma sich um so breiter macht, als es durch religiöse Grundsätze geweiht erscheint.

Polnische Einwirkungen spürt man besonders bei den deutschen Bewohnern der süd-pommerellischen Landschaften und des Netzedistriktes, welche ehemals an das alte Polen grenzten. Hier findet man bei den Deutschen noch gegenwärtig gewisse polnische Umgangsformen, als die gegenseitige Begrüßung von Bekannten durch Doppelkuß auf die Wange, die gesteigerte, sich namentlich in vielen Handküssen äußernde Galanterie der jungen und alten Herren gegenüber den Damen, und Ähnliches, das man den polnischen Nachbarn abgesehen.

Zwischen Tuchel und Conitz wohnt eine Fraktion von katholisirten Deutschen, welche sowohl von ihren Sprachgenossen, als auch von den Polen mit dem rätselhaften Spitznamen der „Koschnewier“^{*} belegt werden. Es sind dies Landleute niedersächsischen Stammes, die sich von ihren evangelischen Nachbarn und Stammesgenossen nicht besonders unterscheiden. Seit dem 14. Jahrhundert in der Tuchler Komthurei angesessen, traten sie zur Zeit der Reformation fast alle zum evangelischen Glauben über. Nach ihrer im 17. Jahrhundert durch die Conitzer Jesuiten bewerkstelligten Rekatholisierung nahmen sie zwar polnische Tracht und Haltung an (sie trugen polnische Röcke mit Haken und Ösen, Schärpen und Leibbinden, schnitten Haare und Bart bis auf den Schnurrbart ab), hielten sich jedoch von polnischer Sprache und Sitte fern. Nach der preußischen Okkupation (1772) verschwand die polnische Tracht allmählich bis auf die letzte Spur; es schien eine Reaktion nach der deutschen Seite hin stattzufinden, welche auch in feindlichem Verhalten gegen alle polnischen Schilderhebungen einen Ausdruck

* Von den mannigfachen Erklärungen dieses Wortes, welche bekannt geworden, wollen wir hier nur folgende ausführen, da sie die einzige ist, welche auf historischer Grundlage beruht:

Als König Kasimir, Jagello's Sohn, Conitz im Jahre 1466 belagerte, zwang er die deutschen Bauern in der Umgebung von Conitz, Fuhrleute und *Schanzgräber* zu stellen. Es ist sehr möglich, daß die kassubischen Edelleute der Tucheler Haide ihnen dieses vorrückten, wenn sie sich ihrer Freiheit und ihres Waffenrechtes berühmten. Ein Schanzkorbträger aber heißt auf Polnisch *koszonosz* (Plur, *koszonoszy*), welches vielleicht in „Koschnewier“ verdorben ist. Die Vermittlung dieser Corruption mag durch die Diminutivform *koszonoszek* (Plur. *koszonoszczy* oder *koszonieszczy*) geschehen sein.

fand. Neuerdings hat wieder eine Annäherung an das Polenthum stattgefunden, die sich in vielfachen Heirathen mit National-Polen, sowie in häufigen Koalitionen mit der polnischen Partei bei den politischen Wahlen zeigt.

Bei den übrigen (meistens evangelischen) Deutschen, welche in Süd-Pommerellen und im Netzedistrikt wohnen, hat eine Annahme polnischer Tracht und Haltung niemals stattgefunden. Desto zahlreichere Spuren polnischen Einflusses treten in der Sprache hervor.

Zwar die Gebildeten suchen ihre Umgangssprache von *polnischen Wurzelwörtern* rein zu halten; bei ihnen pflegt sich der polnische Einfluss mehr in *Accent* und *Betonung* zu zeigen. Wer einen gebildeten Deutschen aus diesen Gegenden seine Muttersprache handhaben hört, glaubt nicht selten einen Polen zu vernehmen, welcher gut Deutsch gelernt. Er bemerkt im Verkürzen der Vokale, ein Zerhacken der Silben, einen Hang zur Accentuirung der penultima, einen Betonungsmangel, der uns durch die Berührung mit polnischen Elementen zu erklären ist. Wandert man von Thorn die Weichsel hinunter, so hört man bis an die Gabelung bei Montau und weiter die hochdeutsch Redenden das ei gesperrt aussprechen, z.B. me-in, de-in statt mein, dein, wodurch man an die polnische Feindschaft mit den Diphthongen erinnert wird. In gewissen Gegenden, namentlich in den ehemaligen Komthureien Tuchel und Schlochau, zeigt sich bei Gebildeten wie bei Ungebildeten eine Neigung, die Gaumenlaute zu erweichen, welche sich bis zur Schleifung potenziert. Nicht bloß, daß man dort g vor e und i (auch vor ne und ni) zu einem j erweicht, wie in Norddeutschland wohl allgemein geschieht: man spricht es dort stellenweise =dj aus. Abweichend von jeder andern deutschen Mundart (außer der friesischen), wird das k vor e und i erweicht, das ch aber vor und hinter diesen beiden Buchstaben derartig geschliffen, daß es =sch lautet. Die Positionslänge, welche dem Genius der deutschen Sprache so zuwider ist, wird bei gewissen Vokalen und Diphthongen, wie u und ü, welche man übrigens ie spricht, deutlich wahrgenommen (z.B. Bu-tter, Schlie-zel).

Bei dem gemeinen Manne war die polnische Einwirkung realistischer. Während er Accent und Betonung rein erhielt, vermischte er seine Umgangssprache mit zahlreichen Polonismen, welche noch immer gäng und gäbe sind. Für die Aussprache derselben machte er sich sogar einen neuen Laut zurecht: ein weiches sch, welches dem polnischen ż und dem französischen j entspricht. Um diese Mundart zu figuriren, haben die Gelehrten, die sich mit solchen Idiomen beschäftigen, ganz genaue Zeichen erfinden müssen. Zur Bezeichnung des weichen sch hat *Weinhold* den Buchstaben sch[˘], zur Bezeichnung des überweichen k

Schweminski den Buchstaben k' eingeführt. Zur Bezeichnung des überweichen g möchte Schreiber dieses - obgleich ein bloßer Dilettant in dieser Sache - ein g' empfehlen.

Als Beispiele dieser Mundart mögen folgende Wörter gelten, welche - wenn auch nicht ganz in derselben Form und Aussprache - durch ganz Westpreußen üblich sind:

Fensel, Finsel (Fischreusen) von *węzel* (Bündel).

G'nietsch (zornig, boshaft) hängt mit dem polnischen *gniew* (Grimm) zusammen.

Kawke (Dohle) von *kawa* (dasselbe).

Kusel (kleine Fichte, Krüppelfichte) von *kusy* abgestumpft. Für den selben Gegenstand sind auch die Ausdrücke *Kujen* und *Glambuwken* üblich, von denen der erste mit *choina* (Fichte), der zweite mit *głąb* (Gestrünke) zusammenhängt.

Kusser (kleiner Mensch) von demselben Stamm.

Rusch'emusch'e (Verwirrung, Lärm) hängt mit *rozmaćac* (durch einander rühren) zusammen.

Schmand, *Schmant* (Sahne) von *smietana* (dasselbe).

Temnitz (Gefängnis) von *ciemnica* (dunkler Ort). Das selbe bedeutet Komurke von *komórka* (Kämmerchen)

Urscheck (Reißaus) von *uciećac* (weglaufen)

Wrucken, *Frucken* (Kohlrüben) von *brukiew* (dasselbe). Diesen Ausdruck, als er in amtlichen Berichten vorkam, rügte die hohe Staatsbehörde unter dem 11. Januar 1775. Vergleiche Lippe I.1.129.

Wunzen, *Funzen* (Schnurrbart) von *was* (dasselbe). Ein Mann mit vorzüglich lang gezipfeltem Schnurrbart heißt in Süd-Pommerellen und dem Netzedistrikt „Funzenknaller“.

Polnische Wendungen und Endungen pflegt der gemeine Mann vorzüglich zu gebrauchen, wenn er anfängt, hochdeutsch zu reden. Das Hochdeutsche, welches er nicht gern spricht, steht ihm als eine fremde Sprache gegenüber, es kommt ihm als eine Art von Polnisch vor. Die Beschränkung des Relativs auf die Neutralform

„was“ (z.B. der Vater, *was* gestorben ist = *ojciec co umarł*); die Gewohnheit „laß“ für „mag“ zu sagen (z.B. laß er doch kommen, polnisch: *niech pójdzie*); die Diminutivformen *usch*, *usche*, *usch'e*, *uschen* (poln. *uś* und *usia*) und andere Polonismen hört man vorzugsweise bei Ungebildeten, welche den Versuch machen, hochdeutsch zu sprechen, Mit der letztgenannten, ein echtdeutsches Ohr beleidigenden Endung wird vorzüglich von zärtlichen Müttern und Ammen Mißbrauch getrieben; sie ist das Hauptkennzeichen der Kindersprache.

Ein bekanntes westpreußischen Schlummerlied fängt also an:

Jusch'e, mein Musch'e,
Was raschelt im Stroh ?

Die erste Reihe möchte wohl ein Rheinländer kaum verstehen. Der Westpreuße versteht sie; denn seine Wärterin oder Amme hat ihn oftmals damit in den Schlaf gelullt, als er in der Wiege lag. Er weiß, daß diese merkwürdigen Worte: „schlafe, mein Kleines!“ bedeuten sollen.

Von den Juden haben die hiesigen Deutschen einige, meist hebräische, also besonders charakteristische, Wörter angenommen, welche in neuerer Zeit, wo die Juden eine größere Rolle spielten, als ehemals, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Vor etwa fünfzig Jahren dürfte man in Berlin vergebens nach einem deutschen Christen gesucht haben, welcher gewußt hätte, was „Pleite“ heißt. Seitdem hat man diesen Namen (freilich auch die Sache) so gründlich kennen gelernt, daß kein Zweifel darüber obwaltet.

Von Wörtern, die man vielleicht anderwärts weniger kennen möchte, nennen wir: *Balbôës* der Hausherr, *Parrach* Kopfgrind und *peigern* tödten. Zwei sehr bekannte, aber der Bedeutung nach mißverständene Wörter sind *Scheigatz* und *Schickel* Von derselben Wurzel (*Schekez*) herkommend, welche „Greuel“ bedeutet, wurden sie von den Juden während der frühen Periode auf Christenknaben und Christenmädchen angewandt, als welche ihnen ein „Greuel“ waren. Die Christen, von der darin liegenden Beschimpfung nichts ahnend, hielten sie für die hebräischen Benennungen von „Knabe“ und „Mädchen“, und wandten sie dem gemäß auf die Juden an.

Dem Wesen nach haben die hiesigen Deutschen von den Juden fast gar nichts angenommen. Vielleicht möchte der unhistorische, abstrakte, nüchterne, allen Idealen abholde, Sinn, welcher unter ihnen herrscht, einigermaßen auf Rechnung des vielfältigen und andauernden Verkehrs mit den Juden zu setzen sein.

Der hiesige Deutsche, selbst der Eingeborne, dessen Vorfahren Jahrhunderte lang auf derselben Scholle saßen, hat in der Regel keinerlei Tradition von der Vergangenheit; kaum, daß er weiß, was sich zur Zeit seines direkten Erzeugers zugetragen hat. Die ganze Vergangenheit kommt ihm als ein polnischen Tohubavohu vor, welches man vergessen müßte, wenn man es zufällig wissen sollte.

Das letztere ist indessen nicht zu befürchten. Die Unwissenheit der Deutschen in allen polnischen Angelegenheiten, selbst den aktuellen, gegenwärtig bestehenden, befindet sich hier auf einer Höhe, welche selbst der pessimistischen Beschreibung des Abgeordneten v.Niegolewski spottet. Vorzüglich ist sie bei den gebildeten Einzöglingen deutscher Zunge vertreten, an welchen Westpreußen so großen Überfluß besitzt. Sie wandeln oft Zeit ihres Lebens auf historisch geweihtem Boden, ohne davon eine Ahnung zu haben. Wahrscheinlich ging von diesen Leuten der Dichter Kraszewski aus, als er uns Deutsche den Polen gegenüber mit Hunnen und Vandalen verglich.

Die Heimathskunde, welche man den Elementarschülern überliefert, bezieht sich in der Regel auf alles Mögliche, auf Ostpreußen, Brandenburg, Pommern, nur nicht auf Westpreußen. Alles Westpreußen speziell Betreffende wird mit einer Geschicklichkeit umsegelt, welche unbegreiflich wäre, wenn man nicht wüßte, daß die Lehrer selber nichts davon verstehen. Und woher sollen sie es wissen, da es ihnen Niemand beigebracht? -

Auf den Gymnasien und höheren Bürgerschulen ist zwar ein Cursus der Landesgeschichte von den Behörden angeordnet. Es wiederholt sich hier aber dasselbe Spiel, wie in der Elementarschule. Die westpreußische Geschichte glänzt auch an dieser Stelle durch ihre Abwesenheit, weil der Lehrer sie selbst nicht kennt und sie kennen zu lernen nicht die Mittel hat. In allen Lehrbüchern ist sie als bloßes Anhängsel (von ostpreußischer oder polnischer Geschichte) behandelt; man fertigt sie mit einigen wenigen Worten ab, welche entweder Falsches oder Nichts sagen.

Auf den preußischen Universitäten findet der junge Student in der Regel auch keine Gelegenheit, seine Neugierde über diesen dunkeln Punkt der Landesgeschichte zu befriedigen; er bringt in dieser Hinsicht dieselbe Unwissenheit, die er mit auf die Hochschule genommen, unangetastet nach Hause zurück und in das Amt hinein, das man ihm auf demselben - ihm unbekannt verbliebenen - Boden anweist.

Es ist daher kein Wunder, wenn sich oft die gebildeten Westpreußen über die Vergangenheit des Landes, welches sie bewohnen, nicht im Klaren sind. Da aber der Geist der Neuzeit kategorisch fordert, das Jeder Alles wisse: so hört man oft diese Leere durch kühne Hypothesen ausfüllen, welches das Gelächter des Kundigen erregen würden, wenn - die Sache nicht so ernste Seiten hätte.*

Als die ersten preußischen Beamten in das Land kamen, gingen sie ernsthaft an dessen Germanisirung, indem sie die achtbaren Überreste des Deutschthums daselbst in Form und Wesen ermuthigten. Auch gab es damals noch Beamte, eingeborene Deutsche, evangelische Polen und Andere, welche mit den polnischen Verhältnissen vertraut waren. Friedrich der Große selbst kannte die Polen wohl und wußte sie angemessen zu behandeln.

Anders wurde die Strömung unter dem folgenden Könige, Friedrich Wilhelm II., welcher einen größeren Complex polnischen Landes acquirirte. Die polnischen Elemente traten jetzt dem bisher gesandten, nicht einheimischen, Beamten so massenhaft gegenüber, daß er an deren *moralischer* Bewältigung verzweifelnd, sich damit begnügte, sie *mechanisch* zu reglementiren. Gewohnt an Accuratesse, glaubte er dies am Besten auszuführen, wenn er das Polnische in der korrektesten Form beließ. Ja, es bildete sich die Ansicht aus, daß man sich die Polen recht fern halten müsse. Der Gedanke einer deutschen Mission Preußen's trat immer mehr in den Hintergrund. Es schien dem König von Preußen desto größere Ehre zu erwachsen, je mehr barbarische Naturvölker unter seinem Scepter ständen. Man gab neuen Ansiedlungen auf königlichem Grund polnische Benennung; v.Holsche führt noch in späteren Zeiten Se. Majestät von Preußen als *polnischen* Besitzer im Netzedistrikt auf.

Nach der großen Katastrophe, als das nationale Bewußtsein der Deutschen in ehemals polnischen Landen mehr erstarkte, ging man zu dem entgegengesetzten Fehler über, welcher noch heute andauert.

Man glaubte, die polnischen Formen zu germanisiren, sobald man sie nur verdarb. Wenn z.B. der Ortsname Koszyce in „Koschitz“ oder „Koschütz“ geschrieben wird, so ist dies eine regelrechte Germanisirung, eine den Deutschen mundgerechte Form, über die die Polen sich mit Recht nicht beschweren können, sobald man ihnen den

* Noch neulich stand in einer - sonst sorgfältig redigirten - Provinzialzeitung zu lesen, daß links von der Weichsel die alten Preußen gewohnt hätten. Diese mehr als kühne Behauptung schien keinem der deutschen Leser aufzufallen. Was würden wohl die Westphalen sagen, wenn ihnen die Weser - Zeitung erzählte, daß die Urbewohner Westphalens Griechen gewesen seien? -

Gebrauch der echtpolnischen Form als Nebenform nicht verkümmert. Es muß einer jeden Regierung gestattet sein, die ihr gehörigen Ortschaften zu benennen, wie es ihr gut dünkt, und es kann einer spezifisch deutschen Regierung Niemand verdenken, wenn sie eine Form wählt, welche dem Genius ihrer Sprache angemessen ist. Wenn aber die Behörde statt dessen: „Koschicz“ oder „Koschycz“ schriebe, so wäre dieses zunächst eine taktlose Halbheit. Zweitens aber könnten sich die Polen mit Recht darüber beschweren, denn es wäre eine förmliche Verhöhnung ihres Sprachgenius, zu welcher eine Veranlassung nicht vorliegt.

Solche täppischen Germanisirungen können nur dazu beitragen, die Abneigung zwischen den beiden Nationen *unnützerweise* zu vermehren.

Seit der Mitte des 17. Jahrhundert etwa hat ein Austausch von Sprachelementen zwischen Deutschen und Polen kaum mehr stattgefunden.

Nimmt der Deutsche jetzt polnische Formen auf, so läßt er sie unverändert; er macht nicht den mindesten Versuch, sie seinem Sprachgenius anzupassen. So nennt er einen Reitknecht „Forysch“ (forysz), einen Pferdeknecht „Fornall“ (fornal), einen Schweinejungen „Schwiniarreck“ (świniarek), einen Beschließerin „Opcheetna“ (oprzetna), die Gesindestube „Tschelladsch'niza“ (czeladźnica). Es ist dies ein Zeichen, daß er sich vom polnischen Wesen entschieden abwendet und sich dasselbe fern zu halten entschlossen ist.

Diese Abwendung vom polnischen Wesen zeigt sich auch in der allgemeinen Antipathie, welche unter den Deutschen gegen die polnische Sprache herrscht. Gebildete Deutsche, welche sich die polnische Sprache bis zur Geläufigkeit in der Conversation aneignen, sind selbst in Städten mit stark gemischter Bevölkerung selten. Gewöhnlich sehen sie die polnische Sprache, die doch nach dem Urtheil aller Kenner eine der feinsten, geschliffensten, anmutigsten auf der Erde ist, für einen barbarischen Komplex unaussprechlicher Konsonanten an.

Es ist zwar wahr, daß der Deutsche die polnische Sprache im Allgemeinen schwer erlernt. Dagegen bezeugen die Polen selbst, daß viele Deutsche sich der polnischen Sprache in einer Weise bedienen, daß man sie von geborenen Polen nicht unterscheiden kann. Allerdings werden das in der Regel nicht Sachsen, Baiern, Schwaben, sondern Schlesier oder andere Ost-Deutsche sein, die auf ehemals polnischen Gebieten geboren sind. Aber selbst *diese* Deutsche, denen die Erlernung der polnischen Sprache verhältnißmäßig erleichtert ist, lassen sich gegenwärtig nur mit Schwierigkeiten dazu herbei.

III

Die Abkehr der Deutschen vom polnischen Wesen (oder wie Karl X. in einem Briefe an die Conitzer sagt, „geschwebten Unwesen“) ist ein Produkt der allgemeinen historischen Entwicklung, so zu sagen: ein *Naturereigniß*, gegen welches Mittel, selbst, wenn man sie suchte, nicht zu finden wären. Wenn aber diese Abkehr sich bis zu einer indolenten Unkunde der polnischen Verhältnisse steigert, welche selbst einem Engländer - dem Hindu gegenüber - Ehre machen würde: so ist dies ein bedenklicher Fehler, gegen welchen Abhilfe zu suchen und zu -*finden* ist. *Wen man nicht kennt, den vermag man auch nicht zu beherrschen.*

Es kann sich der Deutsche in dieser Beziehung an dem Polen ein Beispiel nehmen.

Die Sympathie der Polen mit den Germanen ist niemals groß gewesen; in neuerer Zeit ist sie aus allgemein bekannten Gründen bis tief unter den Gefrierpunkt herabgesunken. Der Pole fühlt gegenwärtig gegen das deutsche Wesen eine Abneigung, welche diejenige des Deutschen gegen das polnische Wesen um ein Bedeutendes übertrifft. Man wird es also begreifen, daß er die deutsche Sprache nicht mit sehr günstigen Augen betrachtet; auch ist bekannt, daß er sich derselben als offiziellen und Umgangssprache zu entziehen sucht.

Dennoch wird es ihm niemals einfallen, auf die Entfernung^b der deutschen Sprache zu verzichten. Er weiß, daß sie ihm im Verkehr nöthig ist; er weiß, daß er jede Fühlung mit den Deutschen verliert, wenn er das Deutsche nicht versteht. Er würde eine Waffe weniger zu haben glauben, wenn er des Deutschen nicht mächtig wäre.

Freilich erlernt er wegen des „munteren Ingenii“, wie Friedrich der Große sagt, und der slavischen Nachahmungsfähigkeit, die ihm eigen ist, die schwere deutsche Sprache leichter, als der Deutsche die leichtere Polnische lernt. Die abstrakte Unterscheidung zwischen Form und Wesen, die dem Deutschen nicht geläufig ist, liegt ferner in seinem Nationalcharakter. Mit Unrecht klagen die Polen, daß ihnen mit der deutschen Sprache zugleich ein Antheil deutschen Geistes gewaltsam eingetrichtert werde. Kein besseres Mittel giebt es gegen fremde Sprachgifte, als Milch aus einer polnischen Mutterbrust. Ein Pole könnte verdammt sein, Zeit seines Lebens Deutsch zu sprechen - er würde, *wenn nicht Anderes hinzuträte*, dadurch niemals zum Deutschen werden.

^b wohl: Erlernung, Kp.

Anders der Deutsche, welcher nach dem französischen Ausdruck „entiers“ und in Folge dessen für solche Abstraktionen zu plump und ehrlich ist. Alles, was er treibt, das will er gründlich und tief betreiben. Er lernt das Polnische entweder gar nicht, oder mit solcher Virtuosität, daß er gleich polnische Gesinnungen daneben einsaugt.

Aber er ist auch ein Mann der richtigen Mitte. Der Deutsche kann Alles, wenn er nur ernstlich will. Es fehlt ja den Deutschen nicht an abstrakten Denkern, es fehlt ihnen an pfiffigen Diplomaten nicht. Sollten sie sich eine Abstraktion nicht aneignen können, welche der Pole von Natur aus besitzt? - Sollten sie ewig auf dem bäurischen Standpunkte stehen bleiben, wie heute, wo sie nicht einmal dem ihre Sprache radebrechenden Fremden gegenüber ihre Lachlust zu bändigen imstande sind? - Wird ihnen ja doch von den Polen selbst vorgeworfen, daß sie doppelzünftig und hinterlistig sind.

Nun wolle zwar Gott verhüten, daß wir den Ruhm unserer edeln *Einfachheit* in die Schanze schlagen. Hüten wir uns aber, diese Eigenschaft auf eine Spitze zu treiben, wo sie in *Einfalt* übergeht!

Der Pole hat von dem Deutschen zu der Zeit, als sich die Nationen noch näher standen, eine Unmasse von Wörtern angenommen, die er mit Geschick polonisirte. Fast alle auf Handel und Gewerbe bezüglichen Wörter im polnischen Lexikon sind aus dem Deutschen entlehnt und auf eine Weise zugestutzt, daß der Genius der Sprache dadurch nicht gelitten hat. So heißt der Maler *malarz*, der Färber *fabiarz*, der Fuhrmann *furman*, die Schürze *fartuch*. Aber selbst in neueren Zeiten, wo er das deutsche Wesen scheel ansieht, nimmt der Pole, als ein praktischer Mann „*qui ne difficile jamais pour la forme*“ wie Friedrich der Große sagt, beständig deutsche Wörter auf, wenn ihm keine polnische dafür zu Händen sind. Werden auch Wörter wie *ejzenban*, *forzrycman*, *strychulec** u.a. im Laufe der Zeiten durch andere ersetzt, die aus dem Urquell des nationalen Sprachschatzes geschöpft sind: es bleiben andere, für welche nationale Substitutionen nicht zu finden sind.

Von den Juden hat der Pole im Wesen *nichts*, in der Sprache *viel weniger*, als der Deutsche angenommen. Die Polnischen Wörterbücher bieten in dieser Hinsicht nur wenige Wörter dar, von denen sich noch obenein die meisten auf den jüdischen Ritus beziehen. Wir nennen:

* Eisenbahn, Fortschrittsmann, Streichholz. Für das mittlere Wortungeheuer findet man in polnischen Zeitungen auch: *fortzrycman* (der Ton ruht auf der letzten Silbe).

bachor der Judenjunge (das hebräische *Bocher*; das echtpolnische *bachor* bedeutet einen Wilderer),

kahat die Judengemeinde (hebräisch *Kahola*),

lejba ein schmutziger Mensch (worin der jüdische Vorname *Leib* in nicht schmeichelhafter Weise generalisirt ist),

mamzer ein getaufter Jude (beruht auf einem Mißverständnis. Es ist eine Abkürzung des hebräischen *Mamser-Ben-Enide*, welches ungefähr einen „Bankert“ bedeuert),

chapaç' greifen vom hebräischen *chafan*. Auch bei den Deutschen kommt in dieser Bedeutung „choppen, chapfen“ vor.

Die Juden in Polen trugen zu früheren Zeiten polnische Nationaltracht und behielten diese theilweise bei, als sie bei den Polen selber verschwunden war. Wir haben bereits gesehen, daß die Juden in Westpreußen und dem Netzedistrikt nach 1772 deutsche Tracht anlegten und sich den bei ihren Landsleuten in Russisch- und Österreichisch-Polen noch gegenwärtig üblichen Kleidermoden und Sitten allmählich entzogen. Von polnischen Wörtern haben sie in ihren deutschen Dialekt einige wenige eingeführt, welche allmählich aus der Mode kommen. So heißt die gemeinschaftliche Fleischkasse „*Krubke*“ (von *króbka* Schachtel), das Bett „*puche*“ (von *pucha* Flaum), Ziegenhörner *Kosch'erogges* (poln. *koźlerogi*) und Ähnliches. Einige Vornamen haben sie mit polnischen Endungen versehen, als *Leybuseñ* (leibchen), andere selbst in's polnische Idiom übertragen, als *Dobbrusch* (Güttel), *Slattke* (Golde). An den alten polnischen Ortsnamen halten sie mit Starrheit fest. Sie lernten dieselben zuerst in der polnischen Urform kennen und fühlten - da ihnen die Sprache überhaupt eine sehr gleichgiltige Sache ist - nicht dasselbe Bedürfnis, wie die deutschen Christen, die Form zu verändern. Wo sie dies aber für angemessen hielten, schlugen sie darin eigene Wege ein. So nenne sie noch heute *Lobsens* „*Lobsch'ennitze*“, *Vandsburg* „*Vanselburg*“ (die polnische Urform ist *Wansowo*), *Flatow* „*Slóttowwe*“ (*Ztotowo*^c im Polnischen), das Dorf *Wda* in der Tucheler Heide „*die Awde*“, und Ähnliches.

Im Übrigen lernen die Juden das Polnische ziemlich leicht und sprechen es fast ebenso geläufig, wie ihre deutsche Muttersprache. Ja es steht in Folge der oben erwähnten Zeitströmung zu erwarten, daß sie in den vorzugsweise polnischen

^c sic!, Kp.
32b

Gegenden die polnische Sprache allmählig ganz an die Stelle der Deutschen setzen. Bisher fand dieser Umstutz erst bei einigen gebildeten Judenfamilien in Russisch-Polen und Galizien statt.

Im Ganzen kann man sagen, daß die Juden von ihren christlichen Umwohnern in der *Form Alles*, im *Wesen - Nichts* annahmen. Wer kann das nachmachen? -

Fragen wir schließlich, welches das ethnographische Resultat des mit dem Jahre 1772 beginnenden Entwicklungsprozesses sei, so wird dies, in Zahlen ausgedrückt, einigermaßen schwierig sein.

Zu der Zeit, als Westpreußen der preußischen Monarchie incorporirt wurde, haben statistische Erhebungen, welche die *Nationalität* der Bewohner feststellten, nicht stattgefunden; man begnügte sich mit der Angabe des *religiösen Bekenntnisses*. Auch in der Folge stieß die Ermittlung des Nationalitätenverhältnisses auf manches Hinderniß.

In einem Lande, wie Siebenbürgen, wo die verschiedenen Nationen in compacter Masse bei einander wohnen, mag man die Nationalität des Einzelnen wohl leicht unterscheiden. Wo aber, wie in Westpreußen, die Nationalitäten großentheils in unentwirrbarer Weise durch einander gerüttelt sind, wird für diese Unterscheidung Scharfsinn, Überblick und ein Bildungsgrad erfordert, welcher den in Westpreußen mit diesen Geschäften betrauten Beamten selten eigen ist.

Den größeren Städten im Lande präsidiren allerdings Bürgermeister von akademischer Bildung, die den genannten Anforderungen wohl genügen würden; doch pflegen sie eine geschäftlich so untergeordnete Sache, wie die Classification der Nationalitäten, Subalternen zu überlassen, welche in der Regel dazu nicht fähig sind. In den kleineren Städten mögen sich allerdings dieser Sache die Bürgermeister persönlich unterziehen; doch stehen sie nicht selten auf einer Bildungsstufe, welche ihr nicht gewachsen ist. Noch schlimmer steht es mit den Dorfschulzen, welche häufig von dem jenigen, was die Behörden verlangen, keine Ahnung haben.

Als die Behörden mit den statistischen Erhebungen in dieser Richtung vorgingen, formulirten sie die Frage derart, daß sie die *Sprache eines jeden Bewohners*, als das sichtbarste Kennzeichen seiner Nationalität, zu wissen wünschten.

Diese Anordnung war sehr weise; denn, hätten sie die Kategorien „Deutsche“ und „Polen“ in das Formular gesetzt; so hätten sie an den meisten Stellen eine Wiederholung der Kategorien „Evangelisch“ und „Katholisch“ erhalten - nicht bloß, weil in den meisten Gegenden die religiösen Unterschiede mit den nationalen

zusammenfallen, sondern auch, weil die Listenverfertiger selbst beim besten Willen die Begriffe „Deutsch“ und „Evangelisch“ einerseits, und „Polnisch“ und „Katholisch“ andererseits, auseinanderzuhalten nicht im Stande waren.

In welchem unauflöslichen Verbande hier die genannten Begriffe stehen, möchte einem Bewohner der westlicheren, rein-deutschen Provinzen fast unglaublich erscheinen.

Nicht selten erklären Leute mit ernsthaftem Gesicht vor Behörden, daß sie „katholisch“ sprechen. Kinder fordern sich Bücher mit „katholischen“ Linien (um nämlich „polnisch“ darin zu schreiben); katholische Rheinländer werden gleich nach ihrer Einwanderung, trotz gänzlicher Unkenntniß der polnischen Sprache, als „Polnische“ aufgeführt; ein Katholike, welcher den evangelischen Glauben annimmt, ist „deutsch“ geworden, wenn er auch nie zuvor polnisch sprach; die Polen sind meistens überzeugt, daß der Papst „polnisch“ spreche. Man sagt, daß ein Pole einst geweint habe, als ihm sein eigener Parochus - selbst eine Pole - diesen Irrthum benahm.

Da nun die Behörde einen Nachweis über die *Sprache* verlangte, griff wieder ein anderes Mißverständniß Platz.

Die meisten Schulzen und selbst einige Bürgermeister in kleinen Städten glaubten, daß es in der K. Regierung darauf an komme, die *Sprachtalente* eines jeden Bewohners kennen zu lernen. Wo sie selbst deutscher Zunge waren, führten sie jeden Polen, der einige deutsche Sätze im Zusammenhang sprechen konnte, flugs als eine Deutschredenden auf; waren sie Polen, so registrirten sie jeden Deutschen, welcher hin und wieder polnische Schimpfwörter von sich gab, als Polen ein. Einige führten gelegentlich auch andere Sprachen in die Liste ein; bemerkten beispielsweise bei Diesem und Jenem, daß er auch *lateinisch* und *französisch* spreche.

Auf diese Weise ergaben allmählich die statistischen Berichte ein so widersinniges Resultat, daß die Behörden zu neuen Maßregeln genöthigt wurden. Man verlangte nicht mehr die Sprache des *Einzelnen* kennen zu lernen, sondern die *Familiensprache*.

Nach dieser Methode ist nun allerdings ein annähernd richtiges Ergebnis gewonnen worden; es laufen jedoch noch immer garstige Irrthümer mit unter (vgl. meine Schrift über den Kreis Flatow, Thorn, 1867, S. 158) und werden auch nicht verschwinden, so lange die Vorbildung der Dorffschulzen und der Bürgermeister in

den kleinen Städten auf der jetzigen Stufe bleibt. Richtige statistische Angaben wird man in dieser Beziehung nicht eher erlangen, als bis man die ländliche Gemeindeordnung in einer der Zeit entsprechenden Weise regulirt, in den kleinen Städten aber Maßregeln getroffen haben wird, Bürgermeister von einer höheren Bildungsstufe, als die bis jetzt gebräuchliche, zu creiren, welche man bei entsprechender Gehaltserhöhung finden wird.

Doch selbst dieses vorausgesetzt - So wird man über die fragliche Angelegenheit niemals in's Klare kommen, so lange man die Juden ohne Weiteres zu den Deutschen zählt.

1772, wo dieser Modus wegen geringerer Anzahl der Juden statistisch viel ungefährlicher war, stellte man über die Juden besondere Listen auf. Bei ihrer damaligen exceptionellen Stellung war dieses ganz angemessen. Auch waren sie - da die Sprachkategorien in den damaligen statistischen Formularen fehlten - nirgends wo anders unterzubringen.

Als man mit Feststellung der Nationalitäten einen Anfang machte, waren die Juden aus ihrer Ausnahmestellung herausgetreten; waren Staatsbürger, nicht bloße Schützlinge, wie ehemals. Sie wurden also - da sie deutsch sprachen, wie alle Aschkenasim - in das deutsche Rubrum eingetragen; man vergaß es gänzlich, daß die Angabe der Sprache nicht *Selbstzweck*, sondern nur ein *Mittel zur Feststellung der Nationalitäten* sei.

Um eine Vergleichung der Nationalitätenverhältnisse für 1772 und heute aufzustellen, bleibt nur das oben beobachtete Verfahren, als das approximativ richtigste. Dies angewandt aber - ergiebt sich, *daß sich Polen und Deutsche in Westpreußen noch immer die Waage halten*. Nach den neueren Zählungen übersteigt die Zahl der Katholiken diejenige der Evangelischen in dem echten Westpreußen (ohne den Netzedistrikt) um ca. 14,000 Köpfe. Diese auf Deutsche katholischer Confession abgerechnet (was reichlich gerechnet heißt, da sie massenweise nur im Tuchler Amt vorkommen), giebt für jede der Nationalitäten gerade die Hälfte ab.*

* Für den Netzedistrikt, von dem aber nur ein geringer Theil zu Westpreußen gehört, stellt sich die Entwicklung in einem der deutschen Nationalität günstigeren Lichte dar. Während sich hier zur Zeit der Occupation von 1772 das polnische Element zu dem deutschen wie 2:2 verhielt, kann man gegenwärtig annehmen, daß auf 3 Polen hier immer 5 Deutsche kommen.

Die Ursachen diese den Deutschen so ungünstigen Ergebnisses sind in den obigen Erörterungen bereits sporadisch angedeutet. Die Schlawheit der eingeborenen Deutschen unter Friedrich dem Großen, die Mißgriffe der Regierung unter seinem Nachfolger, die Unterbrechung der germanischen Civilisationsarbeit durch die französische Invasion unter Freidrich Wilhelm III., die Begünstigungen des Polenthums und des mit ihm eng verbundenen Katholicismus unter Friedrich Wilhelm IV., vor Allem aber die sittliche Erhebung des polnischen Volkscharakters seit 1848 - sind als die Hauptveranlassungen zu obiger Thatsache hervorgetreten.

Zu einer genügenden Erklärung derselben würden sie jedoch nicht ausreichen. Um diese zu erlangen, müssen wir die *soziale* Entwicklung der Bevölkerung näher in's Auge fassen.

Die Städte, welche als Hauptquartier des Deutschthums im Lande gelten konnten, hatten ihre Nahrung ehemals theils durch Seehandel, theils aus der Fabrikation von Tuch- und Eisenwaaren gezogen, welche sie nach Rußland absetzten.

Als Friedrich der Große seinen Antheil an der polnischen Beute erhielt, wurden ihm durch den Neid der beiden anderen Theilungsmächte gerade die beiden Pforten des Verkehrs - die Städte Danzig und Thorn - entzogen. Was er auch für Maßregeln ergreifen mochte, um diesem Übelstande abzuhelpen: sie hatten keine andere Wirkung, als daß sie den Wohlstand der genannten Städte vernichteten, ohne eine entsprechende Blüthe derjenigen preußischen Städte, welche an ihre Stelle treten sollten, herbeizuführen.

Die Zeiten der polnischen Handelsblüthe waren überdies vorüber.

Zwar das Holz- und Getreide-Export-Gehäft, welches seit Jahrhunderten über Danzig von Polen nach England ging, hatte eine zu solide und natürliche Basis, um nicht immer wieder von Neuem aufzuleben. Der Landhandel nach Rußland aber lag bereits in den letzten Zügen, als Westpreußen an Preußen fiel. Namentlich war das Tuch-Export-Geschäft nach Rußland in Verfall gerathen. Die Russen bezogen ihre Tuche theils aus England, wo man sie seit Erfindung der Maschinen billiger und besser lieferte; theils ließen sie dieselben im Inlande verfertigen, wo neuangesetzte deutsche Tuchweber ihnen bald ein ebenso gutes Tuch lieferten, als das bisher importirte polnische.

Dies ist der wahre Grund, weshalb die Tuchweberei in Westpreußen und Polen bergab gegangen. Die erst viel später eingetretene russische Zoll-Grenzsperre mag

allerdings eine Aufnahme dieses Fabrikzweiges mit verhindert haben; einen Verfall - wie oft behauptet worden - hat sie unmöglich verursachen können, weil sie damals, als dieser eintrat, noch lange nicht vorhanden war.

Die Tuchfabrikation belebte sich zwar einigermaßen wieder, als der König, rastlos um ihre Hebung bemüht, ihr inländische Märkte eröffnete; doch konnte diese bei der von Westen her geübten Concurrnz die russischen Abnehmer unmöglich ersetzen. Andere Betriebszweige, welche der König hervorrief und begünstigte, als Leder- und Leinenfabrikation, konnten wegen Mangels an natürlicher Basis oder Absatz nicht aufkommen. Die Städte sanken immer mehr zu bloßen Ackerstädten, zu einer Art von großen Dörfern herab; namentlich im Netzedistrikt, wo man - nach polnischer Weise - gar zu freigebig mit Ertheilung des Stadtrechts gewesen war.

Die französische Invasion gab diesen Städten den Gnadenstoß. Als der zweite Pariser Frieden geschlossen ward, befanden sie sich in einem Zustande, der an denjenigen des Jahres 1772 lebhaft erinnerte.

Die einzige Klasse von Bewohnern, welche vermöge der Natur ihrer Gechäfte durch den Krieg gewonnen hatten, waren die *Juden*.

Als daher die städtischen Grundstücke wegen Verarmung ihrer Besitzer unter den Hammer kamen, gingen sie, wie bereits angedeutet, der Reihe nach in jüdische Hände über. Die Juden bemächtigten sich zunächst des gesammten Handels, der ihnen (wenigstens in dem echten Westpreußen) bisher verschlossen gewesen war. Dann warfen sie sich auch auf die einträglichen Handwerke, die man ihnen - bei inzwischen eingetretener Gewerbefreiheit - nicht mehr streitig machte. In weniger als einem Decennium sahen sich die christlichen Großbürger und Meister auf den Ackerbau zurückgeworfen, welchen die Juden wegen des kärglichen Ertrages, den er damals brachte, so wie aus nationaler Antiphatie, vernachlässigten. Viele von ihnen sanken auch zu Tagelöhnern und Handlangern herab; und ihre Söhne und Töchter mußten sich herbeilassen, den eisnt verachteten „Schutz-Juden“, jetzigen Staatsbürgern, als Knechte und Mägde zu dienen.

Die einzigen Stadtbewohner, die damals das Deutschthum würdig repräsentirten, waren die K. Beamten, meistens Einzöglinge, die aus den westlicheren Provinzen in's Land gekommen. Vermöge ihres festen Gehaltes, das bei dem damals stattfindenden allgemeinen Geldmangel und der andauernden Billigkeit der ersten Lebensbedürfnisse, den vierfachen Werth hatte, erfreuten sie sich inmitten einer verarmten Bevölkerung einer gesicherten Existenz; ja sie konnten ohne Unehrllichkeit eine kleines Vermögen sammeln, mit welchem sie die verarmten

Gutsbesitzer auskauften. Mit tieffster Verachtung sahen sie auf den elenden Pfahlbürger herab, welcher im Begriffe stand, sich in einen Häusler oder Tagelöhner umzusetzen; mit tieffster Verachtung auf den armen Handwerker, welcher sich nicht mehr ernähren konnte, wenn er nicht den Ackerbau nebenbei betrieb.

Das Selbstgefühl des deutschen Stadtbürgers war selbst durch die Städteordnung nicht mehr zu wecken. Auf selbständige Thätigkeit verzichtend, von welcher er so wenig Früchte sah, ging er entweder in Privatdienste; oder, wenn es thunlich, suchte er auf der untersten Staffäl der Beamtenpyramide Platz zu nehmen, welche ihm allein Brot und Nahrung zu versprechen schien. Glücklich pries er sich, wenn er einen elenden Posten - als Bote, Executor und Lohnschreiber - erhaschen konnte, den heute selbst der ärmlichste Gewerbetreibende verschmähen würde. Ein Kanzellist galt damals als ein Holz, aus dem man Alles schnitzen kann; Kanzellisten wurden Bürgermeister und Kämmerer, ja Stempelfiskale und Rentmeister; Kanzellisten kauften sich Rittergüter; es gab Beispiele, wo einfache Kanzellisten ohne vorausgegangene academische Studien zu Richtern avancirten. Daß ein Regierungs-Kondukteur sich später in einen Rittergutsbesitzer verwandeln müsse - stand als ein Glaubensartikel fest. *Es war das goldne Zeitalter für die Schreiberwelt.*

Daß diese Zeitströmung einer Verbreitung des Deutschthums nicht günstig war, erhellt von selbst. Allerdings ward hie und da auch ein polnischer Gutsbesitzer durch einen Beamten deutscher Zunge ausgekauft; auch ging wohl manches städtische Grundstück aus den Händen eines verarmten polnischen Bürgers (die polnischen Bürger litten natürlich unter demselben Zeitendruck, wie die Deutschen) in deutsche Beamtenhände über. Doch konnten diese vereinzelt Besitzveränderungen für den moralischen und finanziellen Verfall des deutschen Bürgerthums keinen Ersatz leisten.

Der nicht angesiedelte Beamte aber hatte noch weniger Einfluß. Er flog, wie ein Zugvogel, hin und her und konnte deshalb im Lande nicht Wurzel fassen. Und er *wollte* keine Wurzel fassen. Denn bei dem damals herrschenden kosmopolitischen Sinne in dieser Sphäre hatte er mit dem Deutschthum, das er verachtetet, jede Fühlung verloren. Eher fraternisirte er noch mit den Juden, deren Reichthum ihm imponirte oder auch mit den polnischen Adligen und Geistlichen, deren Deutschenhaß damals noch unter glatten Höflichkeitsformen, wie die Schlange unter Rosen, verborgen lag.

Mit den vierziger Jahren begann eine Umwälzung.

Die Preise der Lebensmittel gingen in die Höhe, und die Beamtengehälter fielen in demselben Maße unter ihren bisherigen Werth. Dieselben Beamten, die ehemals ohne Unehrllichkeit Schätze sammeln konnten, sahen sich plötzlich in eine Lage versetzt, die denjenigen der Stadtbürger in den 20er Jahren ähnlich war; sie mußten um ihre Existenz kämpfen. Demokratische Strömungen, die damals die politische Luft erfüllten, nahmen ihnen noch dazu ihren Nimbus. Der Bürger, obwohl noch immer arm, aber in Folge des allgemeinen kommerziellen Aufschwunges nicht mehr so bettelarm, als ehemals, begannen zu fühlen, daß Selbstständigkeit und Freiheit eine Wohlthat sei, die der Beamte entbehren müsse. Besaß er gar Acker, so gelangte er zu einer Wohlhabenheit, auf die er nicht mehr gerechnet hatte. Je mehr sich Zweithalerstücke in den wollenen Strümpfen des Ackerbürgers anhäuften, desto mehr entwickelte sich in ihm das Bewußtsein, daß er eine Bedeutung für sich habe und daß er nicht um des Beamten willen vorhanden sei.

Das steigende Selbstgefühl des Stadtbürgers trat in Kleidung, Haltung und Lebensweise deutlich hervor. Namentlich äußerte es sich darin, daß er dem Laster des unmäßigen Brandweingenusses entsagte, dem er aus Armuth und Verzweiflung bisher anheimgefallen. Was keine Mäßigungsvereine hatten zustande bringen können - ward jetzt von dem fortschreitenden Zeitgeist in's Leben gerufen. Damals war es, wo der König Gambrinus, über König Schnaps triumphirend, auch in diesen Landen seinen Einzug hielt. Es schien, als habe die alte Zeit sich todgetrunken, und die neue fange jetzt nüchtern und vernünftig an.

Nach 1848 sah man - wie bereits angedeutet - dieselbe Metamorphose bei den Polen in Scene gehen; aber viel nachhaltiger, da sie eine religiöse und nationale Basis hatte, welche ihr bei den Deutschen mangelte. Der polnische Bürger, der bisher im Verborgenen vegetirt hatte, kam plötzlich an's Tageslicht. Bisher war er bloß Fischer und Töpfer gewesen; brachte er es zum Schuhmacher, Schneider, Tischler oder Böttcher, so ward dies schon als Zeichen einer großen Befähigung und außerordentlicher Schicksalsgunst betrachtet. Der Gipfel seiner Wünsche aber war erreicht, wenn es ihm gelang, einen Obsthandel anzulegen oder gar einen Kramladen aufzuthun. Jetzt aber wurde er *Alles*. Die neuerfundenen Maschinen sagten ihm besser, als dem Deutschen zu, der seiner Natur nach Alles individualisiren will. Der fabrikmäßige Betrieb des Handwerks, dem sich der Deutsche nur widerwillig gefügt hatte, war seinem mehr auf mechanische Nachahmung gerichteten Wesen entsprechender. Er sah sich plötzlich auf gleichem Niveau mit dem Deutschen, den er ehemals nie erreichen konnte. Schließlich gewann er *Mittel*, er ging auch zum *Handel* über.

Das Polenthum erstarkte in den Städten, während das Deutschthum nicht vorwärts schritt. Sehen wir nun, wie sich die Verhältnisse auf dem *platten Lande* gestalteten.

Der polnische Adel in Westpreußen zeigte sich - bis auf den genannten Bruchtheil kriegerischer Geschlechter aus der pommerellischen Heidegegend - germanischem Wesen sehr abgeneigt. Wir haben bereits gesehen, daß viele der polnischen Edelleute in die polnisch verbliebenen Distrikte auswanderten. Diejenigen, welche zurückblieben, verarmten zu einem großen Theile unter dem Einflusse der allgemeinen Bodenentwerthung, und ihre Güter gingen in die Hände von Deutschen, vorzüglich von bürgerlichen Beamten deutscher Zunge, über. Der polnische Adel Westpreußen's, d.h. der wirklich begüterte Adel ist auch heute numerisch unbedeutend (freilich auch der Deutsche); die meisten Rittergüter werden von bürgerlichen deutscher Zunge und Nation besessen.

Wer jedoch hieraus schließen wollte, daß auf dem Lande eine nachhaltige Germanisirung stattgefunden, würde sich täuschen.

Der neue deutsche Grundherr umgab sich zwar mit einem Generalstabe von deutschen Inspektoren, Wirthen und Schäfern, ließ aber die polnischen Instleute auf dem Gute sitzen, weil ihm keine anderen zur Hand waren. Nachgehends, wo sich vielleicht Gelegenheit fand, die polnischen Leute mit deutschen zu vertauschen, fühlte er zu diesem Tausche kein Bedürfniß mehr.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den adligen Territorien (1808; auf den K. Domänen war sie schon 1772 aufgehoben) hatte nicht, wie in den reindeutschen Gegenden, das Emporkommen freier Tagelöhner im Gefolge, auf welche der größere Besitzer zählen konnte. Bei dem unruhigen, unberechenbaren Charakter der Bevölkerung riskirte er, daß man ihn gerade zu derjenigen Zeit im Stiche ließ, wo er Leute am meisten brauchte, nämlich zur Erntezeit. Nun aber drängt sich diese gerade in Westpreußen, wie wir sahen, auf einen beispiellos kurzen Zeitraum zusammen. Es blieb also nichts Anderes übrig, als fest engagirte Tagelöhner, sogenannte *Instleute* (*Ratheier* und *Komorniks*) anzusetzen, denen man Haus und Garten miethweise abließ, gegen die Verpflichtung, stets nach geschehener Aufforderung zur Arbeit zu kommen.

Zu diesem abhängigen Verhältnisse qualifisirte sich der Pole wegen geringeren Freiheitssinnes und größerer Unterwürfigkeit viel mehr als der Deutsche. Der deutsche Tagelöhner suchte seine Freiheit, auf die er stolz war, so lange als möglich zu conserviren; zu einem Instverhältnisse ließ er sich in der Regel nur herab, wenn

seine Lage verzweifelt war. Hatte er sich binden lassen, so zeigte er sich mürrisch, halsstarrig und widerspenstig; er konnte es nicht vergessen, daß er ehemals ein freier Mann gewesen. Namentlich aber ließ er sich keinen Schlag gefallen, den der Pole in verhältnißmäßiger Gemüthsruhe entgegennahm. So wurde er dem Grundherren unbequem; und da er die Arbeit widerwillig leistete, machte er sich schließlich ebenso leichtfertig, wie der Pole; er kam in den Ruf eines *schlechten* Arbeiters, während er ehemals als ein *guter* Arbeiter bekannt gewesen.

Dazu lebt der gemeine Deutsche, als auf einer höheren Kulturstufe stehend, und wegen seiner nationalen Eßbedürftigkeit, theurer, als der Pole, der sich mit Wenigem zu begnügen weiß. Zwischen dem deutschen Arbeiter und dem polnischen ist ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen dem englischen und dem irischen Arbeiter. Man kann auf den Lebensunterhalt eines polnischen Instmanns mindestens 20 Thlr. Jährlich weniger rechnen, als auf denjenigen eines deutschen Instmanns. Ferner läßt sich zu einem Instverhältniß gewöhnlich nur der Ausschuß deutscher Nation herbei, während von den Polen sich gerade die besseren Elemente zu diesem ihnen zusagenden Zustande der Halbfreiheit hindrängen. Schließlich hat bei den Polen die langjährige preußische Zucht endlich nachgewirkt, so daß sie jetzt *wirklich* besser arbeiten, als ehemals. Die Zeit wo man mit Recht sagen konnte, daß eine deutsche Magd mehr schaffe, als zwei polnische Knechte, ist - in Preußen wenigstens - vorüber.

Aus allen diesen Gründen ist es Sittte geworden, auf größeren Gütern nur polnische Leute zu halten; ja es giebt deutsche Besitzer in Westpreußen, welche die vorgefundenen deutschen Arbeiter geflissentlich durch Polen ersetzen.

Es ist ersichtlich, daß auf diese Weise das adlige platte Land sich niemals germanisiren wird. So lange das System der Instleute andauert, werden die Grundbesitzer den deutschen Arbeiter perhorresciren; und so lange sie dieses thun, wird die Umwandlung polnischer Gutsnamen in Deutsche - wie sie allerdings um sich greift - keine realen Folgen haben.

Günstiger für das Deutschthum liegt die Sache auf K. Domänengrund.

Hier haben seit 1772 mannigfache Parzellirungen und Kolonisationen stattgefunden, welche lediglich den Deutschen zu Gute kommen. Hier sind auch jene schwäbischen Enclaven mitten unter einer stockpolnischen Bevölkerung entstanden, von welchen wir schon gesprochen haben.

Die großen Pachtstücke aber, welche den Stock der Domänen bilden, werden genau, wie Rittergüter, behandelt; und findet hier also ganz dasselbe Verhältniß statt, welches wir eben besprochen haben. Auch hier bedient man sich lediglich polnischer Instleute; man würde Deutsche zurückweisen, wenn sie sich meldeten.

Gegen das System der polnischen Instleute kann der deutsche freie Tagelöhner an den wenigen Stellen, wo er zahlreich vorhanden ist, nicht aufkommen. An Stellen aber, wo er vielleicht aufkommen könnte, fehlt die numerische Stärke. So in der Niederung, wo man bei wachsender Vervollkommnung der Bewirthschaftungsweise fortwährend polnische Tagelöhner heranzuziehen genöthigt ist; so daß sich daselbst gegenwärtig ganze Landstriche mit polnischer Bevölkerung anfüllen, deren sie selbst zu polnischen Zeiten ledig waren.

Der deutsche Tagelöhner sinkt entweder zum Lump herab, oder er geht mit einem kleinen, sauer ersparten, Kapitale nach Amerika, wo er seine Arbeit besser verwerthen und schließlich ein auskömmliches Eigenthum erwerben kann. Gerade die besseren Elemente dieses Standes, denen sich die in ähnlichen Verhältnissen befindlichen Kätbner und Kleinbauern anschließen, gehen dem Staate durch Auswanderung verloren. Auf ihre Rückkehr ist nie zu hoffen, da sie - bis auf geringe Ausnahmen - das in Amerika gesuchte bescheidene Glück zu finden wissen. Im entgegengesetzten Falle aber würden ihnen zur Heimkehr die Mittel fehlen.

Ganz anders der polnische Daniker.*

Daniker sind die auf Land regulirte ehemalige Zinsleute, welche *neben* den Gütern, oder sogar *innerhalb* der Güter, denen sie ehemals als hand- und spanndienstpflichtiger Unterthanen angehörten, ihren Wohnsitz haben.

Eine so individualisirte Existenz konnte dem geselligen Polen nicht zusagen. Der Pole wohnt nicht gern isolirt, er zieht vermöge seiner anlehnsbedürftigen Natur das Leben im Gemenge vor. Nach einigen Versuchen, sich seiner Selbständigkeit durch süße Unthätigkeit zu erfreuen, fand er diese Lebensart langweilig. Er bot seine Scholle dem Grundherrn, der sie ehemals besessen, zum Kaufe an; der Grundherr, begierig, einen Nachbarn los zu werden, von welchem er keinen Nutzen, dagegen recht vielen Schaden hatte, zahlte sofort den geforderten Preis, mit welchem der Ex-Daniker in die nächste Stadt wanderte, um ihn dort loszuwerden. Nachdem dies in einem fabelhaft kurzen Zeitraume gelungen, sank er entweder zum

* Daniker heißt wörtlich: „Zinsmann“. Es kommt vom polnischen *dań* Angabe oder Zins her. Der Zins wurde aber nicht in Geld, sondern in Hand- und Spanndiensten abgeleistet.

städtischen Tagelöhner herab, oder er verdang sich als Instmann, wie seine Landsleute gewöhnlich thun.

Jedenfalls aber blieb er im Lande und wanderte nicht, wie der deutsche Tagelöhner, nach Amerika. Der Pole hat ein viel stärkeres Heimathsgefühl als der Deutsche. Die Qualen eines polnischen Emigranten kann trotz angeborner Sentimentalität kein deutsches Herz ermessen. Um einen Polen seine Scholle verlassen zu machen, ist hoher Zwang von Nöthen.

Namhafte Verluste fügen den Deutschen auch die *gemischten Ehen* zu.

Das Zeitalter des allgemeinen Unglaubens und der allgemeinen Gleichgiltigkeit gegen alle positive Religion ist längst vorüber. Von seinen Nachwehen hat sich aber der römische Katholicismus vermöge seiner strafferen Disziplin eher erholt, als der Protestantismus, auf dessem Gebiete sich - begünstigt durch die zweifelhafte Stellung des kirchlichen Regiments - der krasseste Unglaube fortwährend geltend macht. Neuerdings ist dieser Unglaube auch in die niederen Schichten eingedrungen, welche sich bis dahin noch von ihm fern gehalten.

Trifft nun das indifferente protestantische Element in der Mischehe auf das eifrige katholische - so ist die natürliche Folge, daß es in den Kindern unterliegen muß. Selbst in dem Falle, daß der katholische Theil die Indifferenz seines protestantischen Gatten theilen sollte, was allerdings vorkommt: neigt sich die Wagschale nach der katholischen Seite, da die katholische Geistlichkeit gewöhnlich mehr *Eifer*, jedenfalls aber mehr *Einfluß* besitzt, als die protestantische. Die Kinder, von dem katholischen Theile der katholischen Kirche zugeführt, ohne daß der protestantische Theil es hindert, beginnen damit, gute Katholiken zu sein und endigen damit, daß sie gute Polen werden.

Ein eklatantes Beispiel im größeren Maßstabe liefert hiervon die bei Hela belegene Ortschaft *Danziger Heisternest*.

Danziger Heisternest mit durchweg deutscher und evangelischer Bevölkerung, ist durch bloße Mischheirathen mit der Bevölkerung von *Putziger Heisternest*, welche durchweg kassubischer Nationalität und katholisch ist, in neueren Zeiten, so zu sagen, vor unseren Augen vollständig katholisirt und schließlich auch slavisirt worden. Es sind hier Hunderte von Köpfen der deutschen Nationalität verloren gegangen, nachdem sie auf die ihnen von ihren Vorfahren überlieferte evangelische Religionsform verzichteten.

In der Diaspora sind auf diese Weise Tausende von Deutschen entnationalisirt worden. In vielen Fällen bedurfte es selbst der gemischten Ehen nicht. Von geistlichen Einflüssen verlassen - da Prediger ihrer Konfession nicht in der Nähe waren - gewöhnten sich Evangelische deutscher Zunge an den katholischen Gottesdienst, traten dann formell zur katholischen Kirche über; und da die meisten ihrer neuen Glaubensgenossen in der Gegend zur polnischen Nationalität gehörte, fielen sie schließlich auch dieser zu.

Entgegengesetzte Fälle, daß der katholische Theil von dem protestantischen aufgeschluckt und dem bestehenden Verhältniß gemäß germanisirt wird, kommen seit dem Abschluß der Ronge-Czerskischen Bewegung fast gar nicht vor.

Auf diese Weise sind in Westpreußen ganze Gegenden, in denen der Sieg des Deutschthums nicht mehr zweifelhaft schien, wiederum streitiges Gebiet geworden; ja in manchen derselben, *wo sich zufällig katholische und polnische Beamte in größerer Anzahl zusammen fanden*, neigt sich der Sieg jetzt mehr nach der polnischen Seite zu.

Die ganze *soziale* Entwicklung der Neuzeit - *agrarische, volkswirtschaftliche, religiöse* - ist den Polen zu Statten gekommen. Fügen wir dies zu den obigen Gründen hinzu, so werden so auffallende Ergebnisse, wie die Erstarkung des Slavismus und der aktuelle Stillstand in der Verdeutschung der westpreußischen Bevölkerung, sich leicht erklären.

Gehen wir jetzt auf Spezialitäten über, so stoßen wir zunächst auf eine Isolirung der Städte, wie sie in Ländern von gleichartiger Bevölkerung selbst im Mittelalter nicht gefunden ward. In rein deutschen Distrikten pflegt die Hauptstadt als die Blüthe der sie umgebenden Dorfbevölkerung, als die Konzentration ihrer Elemente zu erscheinen. Der zur Ruhe gekommene Landherr läßt sich in ihr nieder; er bringt ihr, neben den gesammelten Schätzen, seine Sports und seine ritterlichen Gewohnheiten zu; während er von der Stadt nicht nur den verfeinerten Luxus, sondern auch die Potenziirung des geistigen Lebens empfängt, die von ihr ausgeht.

In den westpreußischen Distrikten aber, wenigstens in denjenigen, wo die Dorfbewohner polnischer, die Städter deutscher Zunge sind: beschränkt sich der Austausch zwischen Stadt und Land nur auf das Allernothwendigste. Der Landmann fährt natürlich seine Produkte nach der Stadt, wo er sie am besten verwerthen kann; er tauscht dafür die Bedürfnisse des Luxus ein, welche ihm sein

Dorf nicht bietet. Sonst aber betrachtet er die Stadt dem Wilden gleich, der aus den Urwäldern in die Verkaufsstätten der civilisirten Welt gerathen ist. Er fühlt sich in ihr unbehaglich und verläßt sie, sobald es ihm möglich ist. Auch der gebildete Gutsherr, der polnische Edelmann, steht mit der Hauptstadt seines Distriktes nur in ganz materiellen Beziehungen; ihrer geistigen Temperatur bleibt er geflissentlich fern, weil sie seinem nationalen wie religiösen Bewußtsein zuwider ist. Seine Kinder läßt er nicht in dieser Stadt, sondern zu Hause oder hundert Meilen weiter in einer Anstalt erziehen, die seinen Gesinnungen entsprechender ist. Gestatten es die Verkehrsmittel, so fährt er selbst seine ländlichen Produkte weit hinweg und löst so auch noch das letzte Band, durch welches er ehemals mit seinem Städtchen zusammenhing.

In Pommern ist der kleine Stadtbürger dem benachbarten Landmanne oft bis zur Verwechslung ähnlich. Tracht, Sitte und Sprechweise des Kleinbürgers pflegt derjenige des benachbarten Dörfers auf ein Haar zu gleichen. In Westpreußen hat der Kleinbürger mit den Einwohnern des Nachbardorfes oft nichts gemein; in Kleidung, Benehmen und Mundart stellt er ein ganz anderes Wesen dar. Städte, die durch hohe Bildung und Intelligenz ihrer Bewohner glänzen, liegen oft in Distrikten, deren Rohheit und Unkultur verschrien ist; Städte, die durch deutsche Gesinnung hervorleuchten, müssen oft ihren Namen einer Gegend leihen, deren Bewohner fanatische Slaven sind.

So wird der nationale und religiöse Gegensatz an vielen Orten noch durch den Gegensatz zwischen Stadt und Land geschärft; und die Neckereien zwischen Dörflern und Städtern, wie sie wohl überall gebräuchlich sind, nehmen dadurch einen gehässigeren Charakter an. Der Städter ruft dem vorübergehenden Bauern sein „Bossack“* oder „Heufresser“ mit einer gewissen prägnanten Betonung zu, aus welcher der Kundige heraushört, daß es sich hier um mehr als den Mangel an Schuhen und Strümpfen oder zweckmäßiger Nahrung handelt. Der Dörfler wirft dem durchreisenden Städter sein „Jud“** oder „Tuchmacher“*** mit einer Miene nach, die auf eine ungewöhnliche Vertiefung seines Localgrolles schließen läßt.

* Barfüßer (vom polnischen bosak)

** Der Jude ist bei dem gemeinen Mann der Inbegriff alles Fremdartigen. Er bezeichnet damit Alles, was ihm sehr ferne steht. Als neulich ein gebildeter Städter, welcher einem Juden nicht im geringsten ähnlich war, einen Landmann fragte, was „Frohleichnam“ sei, gab dieser zur Antwort, daß „Juden dies nicht zu wissen brauchen“.

*** Da ehemals die meisten Städte in Westpreußen von Tuchfabrikation lebten, hat sich an das Wort „Tuchmacher“ vorzugsweise der Begriff eines „Pfahlbürgers“ geknüpft.

Auch andere in Westpreußen übliche Neckereien haben eine nationale Beimischung.

Die Caminer (Stadtbürger) nennen die Gr.Zirwitzer (Dörfler) gelegentlich am Biertisch „Harnassen“, welches Schimpfwort die Gr.Zirwitzer mit dem Gegengruße „kapciugs“ erwidern. Keine von beiden Parteien hat eine Ahnung mehr, was diese Zauberformeln bedeuten, deren Folge manch einer in blauer Lapidarschrift auf seinem Rücken trug. Der Ursprung derselben reicht in frühere Jahrhunderte zurück, wo noch die Caminer auf der polnischen, die Gr.Zirkwitzer aber auf der deutschen (Ordens-) Seite des Flusses Kamionka wohnten. Wurde die Miliz aufgeboten, so zogen die geringeren Ordensleute in kleinen Harnischen, die polnischen Nicht-Adligen dagegen in bloßen ledernen Joppen aus. Nun aber heißt der Harnisch mundartlich harnas⁺, die ledernen Joppen wurden scherzweise kapciug (Lederbeutel, Tabaksbeutel) genannt; woraus denn die Schimpfwörter zu erklären sind.

Von den „Koschnewiern“ ist oben gesprochen worden.

Zahlreich sind die Scherze, wodurch die Arnuth des Adels der Tuchler Heide geißelt wird.

Auch anderwärts in dem ehemaligen polnischen Reiche fehlte es nicht an Spöttereien über die Klasse. „Acht Edelleute von Oszmiana“, spottete man in Polen, „führen eine Ziege zum Markt!“ - „Setzt sich ein Hund auf das Gut eines polnischen Ritters“ - scherzte der reussische Bauer, „so reicht sein Schweif auf des Nachbars Grund.“

In Westpreußen erfand man - um seinen Witz zu ergießen - verschiedene Fabeln, welche zwar läppisch, aber auch charakteristisch sind.

Als Jan III. (Johann Sobieski) - so heißt es - nach der Schlacht bei Wien das Heideregiment geadelt hatte, war er um die Namen verlegen, die er jedem Einzelnen ertheilen sollte. Auf den Rath eines Juden steckte er dann die neugebackenen Edelleute in einen ungeheuren Wollsack, den er von der Spitze des Calenberges herunterrollen ließ. Vollgepfropft, wie der Wollsack war, zerbarst er im Rollen; und durch die entstandene Öffnung fielen die Eingepackten hindurch auf verschiedene Gegenstände. Wer nun auf eine Weide fiel, wurde Witkowski (von witka Weide); wer auf eine Eiche, Dembinski (von dąb Eiche); wer auf eine Fichte,

⁺ Echtpolnisch harnasz.

Sosnowski (von sosna Fichte) etc. genannt. Und so erhielt jeder der „Scartabelli“* seinen Namen von dem Gegenstande, auf den er gefallen war.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der historische Grund dieser Fabel ebenfalls - eine Fabel ist.

Ein anderes - ebenso läppisches - Märchen ist folgendes:

Als Jan III. Im Winter zu Schlitten nach Danzig fuhr, wurde er unterwegs in der Tucheler Heide von zahlreichen Wölfen beunruhigt, welche heulend hinter ihm herliefen. Um sie los zu werden, warf er ihnen einen von seinen Hajducken nach dem anderen zu. Die Meisten derselben wurden von Wölfen verzehrt. Einige blieben übrig und vermehrten sich in erstaunlicher Weise. Es sind die Stammväter jener drobna hzlachta, welche Sterne im Wappen hat, um anzuzeigen, daß sie so zahlreich, wie die Sterne ist.

Daß diese Fabel mehr historischen Grund hat, als die vorige, jedoch nur in einem sehr beschränkten Sinne hat, ist ebenfalls erwähnt.

Solchen Scherzen begegnet der Schlachtschütz mit unerschütterlichem Selbstbewußtsein.

„Szlachcic na ogrodzie
Rówien Wojewodzie“**

Die Möglichkeit, zum Könige von Polen gewählt zu werden, tröstet ihn für alle Entbehrungen der Armuth, für alle Unbilde des Spottes, den er erleiden muß; das Bewußtsein, Rechte zu besitzen, die Niemand kränken, verleiht ihm ein gutes Gewissen.

Die Deutschen - Gebildete wie Ungebildete - pflegen sich über die Natur des polnischen Adels vollkommen zu täuschen. Der polnische Adel mag seine Fehler gehabt haben, wie jeder andere; den Vorwurf des Feudalismus verdient er in keiner Weise. So lange das polnische Reich bestanden, gab es zwischen den Adligen juridisch keine Unterschied; selbst die höheren Rangtitel, als „Marquis“, „Graf“, „Baron“ u.a. waren bis auf wenige Ausnahmen verboten. Von Majoraten und Fideikommissen, die in Deutschland eine so große Rolle spielten, war in Polen fast

nie die Rede; Heirathsverbote, ja selbst der *Begriff* von Mißheirathen waren unbekannt. Wollte sich ein adliger Knecht standesgemäß verheirathen, so fehlte es ihm nicht an adligen Dienstmägden, die er freien konnte. Es verdachte ihm jedoch Niemand, wenn er eine Bürgertochter freite, die ihm an Bildung und Reichthum überlegen war. Um König von Polen werden zu können, mußte man den Adel haben; den Platz einer Königin von Polen konnte de jure jede leibeigene Magd ausfüllen.

Man stelle sich also unter den Kleinedelleuten der Tucheler Heide nicht etwa steife spanische Hidalgo's vor, die jede bürgerliche Arbeit perhorresciren. Der arme Adlige scheut sich vor keiner Arbeit; er verrichtet die gemeinsten Dienste mit einer Seelenheiterkeit und wahren Würde, welche Respekt einflößt. Sieht man einen adligen Knecht Getreide hauen, so bemerkt man an ihm eine Kraft und einen Anstand, die über seinen Stand gehen; man könne sich ihn mit Leichtigkeit vor der Front einer Reiterschwadron mit sausendem Sarras denken. Sieht man solch eine adlige Magd im Stall handthiren, so begreift man, daß sie einen Thron zu zieren im Stande sei.

* So hießen die Neu-Geadelten in Polen für die Zeit, daß sie auf den Vollbesitz der adligen Rechte verzichten mußten.

** „Der Edelmann, welcher auf einem Garten sitzt, ist gleich dem Woywoden.“

IV

Der Bewohner der Tuchler Heide (gleichviel ob adlig oder nichtadlig, ob deutsch oder polnisch) gilt überall als ein Halbwilder. Will man Jemandes Rohheit geißeln, so stellt man im Scherz die Vermutung auf, daß er aus der Tuchler Heide sei.

Scherze der Deutschen unter einander kommen nicht viel vor.

Aus dem benachbarten Pommern stammt das unhöfliche, von Theodor Schmidt erwähnte, Sprichwort in Betreff *Baldenburgs* :

In de Ball - *
Da wohne de Schelme all.

Auch dieses Sprichwort hat historische Wurzeln.

Baldenburg war ehemals eine polnische Stadt. Da es hart an der pommerschen Grenze lag, so war es natürlich, daß Viele, welche sich einer in Pommern verwirkten Strafe entziehen wollten, in Baldenburg eine Zuflucht suchten. Mit der beseitigten Ursache ist natürlich auch die Wirkung hinweggefallen.

Bei einem so streitigen Charakter, wie er in Westpreußen gebräuchlich, können dumme Menschen nicht aufkommen; ein dummer Mensch hat in Westpreußen keine Berechtigung. Westpreußen hat kein Abdera, kein Schooppenstedt. Wird ein solches für die westpreußische Unterhaltung postuliert, so zieht man das ostpreußische Domnau an.

Zwar besitzt Westpreußen gar nicht viele Örter, wo sich „die Füchse gute Nacht sagen.“ Die Tuchler Heide bietet dergleichen in reicher Fülle dar. Aber die Tuchler Heide ist zu einförmig. Wo das Auge auf 48 qu.M. nur Sand und Fichten sieht, bleibt ihm keine Ruhepunkt; es entbehrt des Kontrastes, welcher zur Unterscheidung nöthig ist. Westpreußen sucht sein Buxtehude nicht in der Tuchler Heide, wo gleichsam Alles Buxtehude ist: sondern dicht neben den lachenden Auen des großen Werders, wo sich hinter den frischen Haffe ein unfruchtbarer Sandstreifen ins Meer hineinzieht. Das Dorf *Proebbernau* auf der frischen Nehrung muß dafür büßen, daß es den Vergleich herausfordernd neben den üppigen Marschländern des großen Delta's liegt.

* Baldenburg heißt im Volksmunde „Ball“, auch „Olde Ball“, auch „Ball de Olde“

Die Isolirung der Städte, welche in Pomerellen schon zur Ordenszeit vorhanden war, wurde auf dem rechten Weichselufer erst unter polnischer Herrschaft eingeführt. Nur die in der Woywodschaft Marienburg belegenen Städte Elbing, Marienburg, Tolkemit, Neuteich und Christburg blieben mit ihren, größtentheils deutschen Umwohnern im Zusammenhang. Die Stadt Elbing war außerdem mit einem bedeutenden Territorium beliehen, welches von Deutschen bewohnt wurde. Desgleichen besaßen die Städte Danzig und Thorn ein größeres Stadtgebiet, mit welchem sie nach Belieben schalten konnten. Es lag in den damaligen Zeitgrundsätzen, daß sie Deutschthum und evangelische Religion darin verbreiten.

Die drei großen Städte: *Danzig*, *Elbing* und *Thorn* waren zwar nicht freie Reichsstädte unter polnischem Schutz - wie noch heute Viele anzunehmen geneigt sind - (es waren bloße Königliche Landstädte; freie Reichsstädte gab es in Polen nicht); aber sie hatten allerdings eine exceptionelle Stellung. Während die kleinen Städte keine Landboten auf den Reichstag schicken durften, war den drei großen Städten eine Vertretung im Senat bewilligt.

Sie machten jedoch von diesem Vorrechte keinen Gebrauch, weil sie sich dem polnischen Reiche nicht völlig incorporiren wollten; sie zogen es vor, ihre Rechte durch ständige Residenten in Warschau wahrnehmen zu lassen, und versetzten sich dadurch in dieselbe politische Isolirung, der die kleinen Städte anheim gefallen. Denn da diese ständigen Residenten eine offizielle Bedeutung nicht erlangten, sanken sie auf dieselbe Stufe mit den kleinstädtischen Deputirten herab, welche in Spezialfällen Audienz nachsuchten.

Freilich waren die drei großen Städte den kleineren durch Macht und Reichthum weit überlegen (hatte doch das eine Danzig Krieg gegen die ganze Republik geführt); und als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die kleineren Städte ihre Isolirung durch Wegbleiben von dem Provinziallandtage (*Sejm Pruski*) besiegelten, ordneten sie sich den drei großen Städten - als *Quartierstädten* - freiwillig unter. Jeder Quartierstadt wurden dann die größeren unter ihnen kleine Städte, als die *ausschreibenden*, beigeordnet, auf deren Impuls die kleineren Städte ihre Vertreter wählten („auf das Gremium deputirten“).

So entstanden folgende merkwürdigen Organisationen:

I. *Quartierstadt Danzig*

Ausschreibende Städte:

Dirschau für sich und Mewe, Neuenburg, Schwez und Putzig.

Stargard für sich und Schöneck, Berent.

Conitz für sich und Baldenburg, Hammerstein, Schlochau, Landeck, Pr. Friedland und Tuchel.

II. *Quartierstadt Elbing*

Ausschreibende Städte:

Marienburg für sich und Christburg, Stuhm, Neuteich und Tolkemit.

III. *Quartierstadt Thorn*

Ausschreibende Städte:

Graudenz für sich und Straßburg, Lessen, Neumark Rehden, Gollub, Lautenburg und Kewalewo (Schönsee).

Die bischöflichen Städte: Culm, Culmsee, Loebau, Kauernick, so wie die adlige Stadt Weyhersfrei (Neustadt) waren von dieser Organisation ausgeschlossen. Desgleichen unterhielten die groß-polnischen Städte (des Netzedistrikts) unter einander keinerlei Verbindung.

Von dieser naturwüchsigen Organisation hat die polnische Republik niemals Notiz genommen. Auch davon nicht, daß die evangelischen Stadtbürger ihre Geistlichen großentheils im Auslande (Ostpreußen oder Pommern) prüfen und ordinieren ließen, ja sich ausländischen geistlichen Behörden unterordneten. Städte und Ketzer galten in Polen nur als geduldetes Nebenwerk. Man betrachtete sie, wie die Ameise die Blattläuse, als ein nützliches Ungeziefer, das man auspressen, aber nicht vernichten müsse. Daß man sich eingehend um sie bekümmern sollte, schien zu viel verlangt.

Die Hegemonie der westpreußischen Städte führte **Danzig**, ein nicht unbedeutender Theil derselben erkannte auch das Danziger geistliche Ministerium als kirchliche Oberbehörde an.

Danzig ist einmal das deutsche *Venedig* genannt worden. Wegen seiner Umgebung könnte man es ohne Übertreibung das deutsche *Neapel* nennen. Wer diese grünen Gefilde gesehen hat, die sich zwischen den schwarzen Bergen von Pommerellen und den blauen Weller der Ostsee - der Semiramis hängenden Gärten gleich - hinziehen, wird sie wohl nie vergessen.

Man sollte glauben, daß, wer in diesem Stücklein nordischen Paradieses geboren ist, ein Heimathsgefühl ohne Gleichen besitzen müsse. Doch Danzig ist eine Seestadt, seine Bewohner sind Deutsche. Von Deutschland losgerissen - war es in Polen isoliert. Mit England stand es in fortwährendem innigen Verkehr; zu Zeiten war es nahe daran, sich Schweden oder Dänemark anzuschließen. Kein Wunder, daß hier die Universalität der deutschen Natur auf eine Spitze getrieben wurde, wo sie in Kosmopolitismus überschlug.

Danzig war eine Weltstadt und seine Bürger waren Weltbürger schon in den frühesten Zeiten. Seine Gelehrten, Künstler, Dichter haben sich niemals auf das städtische Weichbild eingeschränkt; sie trugen ihren und ihres Vaterlandes Ruhm durch alle Zonen hin. Die Namen *Hevelius*, *Fahrenheit*, *Falk*, *Archenholz*, *Chodowiecki* und andere sind im Ausland fast bekannter, als in Danzig selbst. Danzig stellte noch in der neuesten Zeit einen berühmten Reisenden; von seinem Überflusse an Naturforschern, Ärzten, Ästhetikern, Alterthumsforschern zeugt so manche Akademie, so manche Hochschule, welche geborene Danziger zu ihren höchsten Zierden zählt.* In *Lengnich*, dem Danziger Syndikus und Geschichtsschreiber der preußischen Lande polnischen Antheils, verehren die Polen noch heute die höchste Autorität in polnischer Rechtsgeschichte.

Andrerseits haben viele Söhne des deutschen Mutterlandes die Fackel ihres Genius auf dem Herde Danzig's angezündet, der inmitten Slavischer Finsterniß allzeit leuchtet. Die berühmten Namen eines *Opitz*, *Gryphius* sind auf immer mit Danzig verkettet. *Fichtes* unsterblicher Geist sog an Danzigs Gestaden jene Gefühle der Unermeßlichkeit und Unsterblichkeit ein, auf denen sein welterschütterndes „Ich“ erwachsen ist. Auch die zarteren Gestalten einer Frau *Gottsched*, Frau *Schopenhauer* tauchen aus dem Meer der Danziger Erinnerungen hervor. Danzig umschließt auch das Grab des erwähnten polnischen Lexicographen *Coelestin Mrongovius*, Prediger bei St. Anna, mit dem das ältere, den Deutschen günstiger gesinnte Polenthum zu Grabe ging.

Um Ruhm und Ehre hat diese Stadt genug; auch ist sie in der ganzen Welt bekannt. Es gibt am Rheine so manchen gut geschulten Jüngling, welcher nicht

* Mit Schmerz gedenken wir hier des um die preußische Landesgeschichte verdienten *Ernst Strehlke*, den vor Kurzem eine tödliche Krankheit vom Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit in das Jenseits rief. Von sonstigen Celebritäten sind *Baum*, *Goltz*, *Krause*, *Th. Hirsch*, *Gruppe*, *Mannhardt* und *Radde* die bekanntesten.

weiß, wo Westpreußen gelegen ist; die Lage von Danzig nicht zu kennen, wird er für eine Schande halten.

Und doch liegt unweit dieses Gartens deutscher Kultur kassubische Finsternis. Ja, dieser Garten selbst ist auf dem Grunde Niedersächsischer Rohheit und Brutalität erbaut, die in den untern Ständen - genährt durch die Berührung mit ausländischem Matrosenthum - üppig wuchert. Dieselbe Radaune - der alte Eridanus vielleicht, an dessen Ufern einst Phaëton's Schwestern weinten - dieselben Radaune, welche die Stadt durchzieht, bildet an ihrem oberen Laufe die Sprachgrenze zwischen Deutschthum und Kassubenthum.

Nördlich von Danzig finden wir das Kloster *Oliva*, den Ölbaum des Friedens, den einst das vordringende Christenthum in mitten der heidnischen Mordstätten eingepflanzt. Unter seinem Schatten sammelten sich 1660 die Staatsmänner von Ost-Europa, dem Schwerte Halt zu gebieten, welches Polen und die skandinavischen Reiche sechs Jahre lang verwüstet hatten, im Abteipalast, den einst ein Fürstbischof von Ermeland aus dem Geschlecht der Hohenzollern, gegenwärtig die Prinzessin Marie von Hohenzollern bewohnt. An ihn schließt sich ein reizender, geschmackvoller Park, mit einer acustischen Grotte und herrlichen Bellevües. Oberhalb des Klosters erhebt sich der bewaldete Carlsberg, von dessen Gipfel man einen weiten Blick über die Ostsee hat.

Östlich des Weichsel-Deltas liegt die Stadt *Elbing*, Danzigs Nebenbuhlerin in alter und neuer Zeit. Die Umgebungen Elbings sind mit Reizen bekleidet, welche nur denjenigen der Umgebung Danzigs weichen. Einzig in seiner Art ist die Aussicht von den Golmkauer Höhen, von welchen aus man zwei Meere, das frische Haff und die Ostsee, beschauen kann; zwischen beiden streckt sich das Seebad Kahlberg, gleich Armida's Gärten auf einen kahlen Sandstreifen hingezaubert, und unterhalb der Ganklauer Höhen liegt das ehemalige Kloster Cadinen, in dessen prachtvollen Gärten eine hohle, tausendjährige Opfereiche steht. Ihre untere Etage ist zu einem wohnlichen Zimmer eingerichtet; in welchem vor einer Reihe von Jahren - wie man erzählt - eine Eremit zeitweise seinen Sitz genommen.

Die Bewohner Elbings haben mit denjenigen von Danzig nicht geringe Ähnlichkeit. Was namentlich den Kosmopolitismus betrifft, so ist er in Elbing nicht weniger vertreten. Dazu kommt noch eine gewisse Antipathie gegen das spezifische Preußenthum, von welcher in Danzig nur noch geringe Reste vorhanden sind. Sie stammt aus den Zeiten, wo Preußen den Pfandbesitz des Elbinger Territoriums zu vielfachen Chicanen gegen die Stadt benutzte. In Danzig, welches sich während der

Periode von 1772-1793 in ganz ähnlichen Verhältnissen befand, war diese preußenfeindliche Gesinnung bis in die 30er Jahre hinein viel stärker als in Elbing; sie verlor sich erst in Folge der Gunstbezeugungen, welche Danzig von obenher in reichlichem Maße zu Theil geworden. In dem von der Regierung zeitweilig vernachlässigten Elbing dauerte sie noch länger an. Sie hatte eine größere Schärfe angenommen, seitdem sie sich mit der politischen Demokratie verkettete. Bisweilen verirrte sie sich bis zur Sympathie mit dem Polenthum. Den Eindrücken der neuesten Periode gegenüber scheint sie weichen zu wollen.

Wie Danzig die germanisirten Kassuben in seinem Schoß aufgenommen, so hat sich Elbing durch die germanisirten Stammpreußen vergrößert, die sich an dem reichen Borne seiner deutschen Wissenschaft erlabten. Unter diesen nimmt eine hervorragende Stellung der gelehrte *Friedrich Zahmehl* ein. Er stammte von dem Preußen-Hauptling Samile, welcher während des großen Abfalls der Stammpreußen vom Orden, für seine Anhänglichkeit an seine neuen Glaubensgenossen, die Christen, ein qualvolles Marthrium litt. Neben ihm nennen wir - seinen vor Kurzem erfolgten Tod beklagend - den Stadtrat *Neumann*, welcher sich um die Aufhellung dunkler Punkte in der Landesgeschichte nicht geringe Verdienste erworben hat.

Die Schönheit der Elbinger Frauen ist eine mehr als provinzielle Berühmtheit. Aber auch durch Bildung und Geist haben sie sich von jeher ausgezeichnet. Unter den literarischen Berühmtheiten Elbings leuchtet namentlich die I. Satori (Neumann) - sowohl durch die Fruchtbarkeit ihres Genius, als auch durch die Reinheit und den Adel ihrer Gesinnung - hervor.

Die dritte der westpreußischen Großstädte ist *Thorn*, die Vaterstadt *Copernicus*, um welchen sich nicht *Städte*, wie um Homer, sondern *Nationen* streiten. Deutschlands Eintritts- und Ausfallpforte, Deutschlands Vorburg, deren Deutschthum man einst vergebens in ihrem Blute zu ersticken trachtete. Den Flügeln des schwarzen Aars, unter denen es sich erst später geborgen sah, ward es bald wieder entrissen. Nach neuem Jammer und Leiden packte es der weiße Doppelaar, Thorn ist von Preußen theuer erkauft - es hat ihm Leipzig gekostet.*

Aber es hat auch den Dank für diese Opfer abgetragen. Sein Deutschthum grünt und blüht noch heute, wie vor Jahrhunderten. Trotz ungünstiger, drückender Zeiten

* Als auf dem Wiener Kongresse die sächsische Frage auftauchte, wollte Preußen die Stadt Leipzig nicht fahren lassen. Um es dazu zu bewegen, bot ihm der Kaiser Alexander das schon für Rußland bestimmt

Thorn an.

43b

richtet es seinem großen Sohne ein würdiges Denkmal her; es behauptete und bewies dessen Deutschthum vor aller Welt trotz slavischer Verlockungen. Noch heute bringt es seinen patriotischen Gefühlen beständige Opfer dar und - verschmerzt sie.

Und Deutschland bleibt seines Schmerzenskindes eingedenk. Sollte es je sein vergessen, so würde, wie man mit Recht hervorgehoben, die Kinder am heiligen Christbaum es daran mahnen. Denn wo in Deutschland dürfen am Weihnachtsbaume die Thorner Pfefferkuchen fehlen, welche in der ganzen Welt berühmt sind ?

„Toruński piernike - Warszawski trzewiki -
Poznanski liker - Gdański wodki.“*

In diesem Sprichwort, welches die 4 Wunder Polens aufführt, stehen, wie wir sehen, die Thorner Pfefferkuchen woran.

Trotz ihres regeren deutschen Patriotismus mangelt jene den westpreußischen Großstädtern eigene Universalität auch den Thornern nicht. Noch unter polnischer Herrschaft tauschten sie mit dem Auslande beständig Kräfte aus. Sie gaben ihm *Copernicus*, *Soemering*, *Linde*, liehen von ihm *Kries* und *Willamow*. Von den benachbarten Ostpreußen bezogen sie den gelehrten *Hartknoch*, der in preußischer Geschichtsschreibung alle seine ostpreußischen Landsleute übertroffen hat.

Der Thorner ist wegen seiner Grenzlage gewandter als der Danziger und Elbinger. Er lernt das Polnische leicht und spricht es besser, als der geborene Elbinger und Danziger je vermochte. Seiner reinen *deutschen* Mundart ist schon gedacht worden. Seine politische oppositionelle Gesinnung ist, wie in Elbing, zum Theil das Produkt zeitweiliger Vernachlässigung von Seiten der Staatslenker. Um mit den Polen zu sympathisiren, wie der Elbinger, kommt er zu oft mit ihnen in Berührung.

Neben Thorn ragt *Culm*, wie als die ehemalige Hauptstadt des nach ihr benannten Landes, so als die juristische Musterstadt des preußischen Ordensstaates hervor. Die Culmer Handfeste wurde als das Normalrecht fast allen Städten des Landes verliehen, und der Culmer Schöppenstuhl bildete eine Zeitlang die Appellations-Instanz für sämmtliche Stadtgerichte. Mitten in den Ungewittern des Krieges aufgebaut, war die Stadt Culm noch lange Zeit hindurch nach allen vier Winden den

feindlichen Anläufen ausgesetzt, während die Stadt Thorn doch wenigstens auf der polnischen Seite Ruhe hatte. Die Bürger von Culm mußten noch lange das Schwert in der einen Hand halten, während die andere mit der Mauerkelle beschäftigt war. Aus Culm stammt jener tapfere, düstere Parteigänger Martin Golin, Halbbruder des deutschen Ordens, welcher das Blut seiner ermordeten Schwester durch Preußenblut zu rächen beschloss. Der Sage nach waren es Culmer Weiber, welche in Abwesenheit ihrer Männer, die in's Feld gezogen, mit Wehr und Harnisch auf die Mauern traten, wodurch der Herzog Suartepolk von Pommerellen, welcher die von Männern entblößte Stadt einzunehmen gekommen war, getäuscht wurden und abzog. Die Sage wird zwar mit Recht bezweifelt, daß aber ähnliche Fälle vorgekommen, hat nichts Unwahrscheinliches. Berichtet uns doch der glaubhafte Chronist von einem Weibe des Culmer Landes, welches einen bewaffneten preußischen Mann bezwang und niederwarf. Die Tochter des Ramschel von Krixen besiegte ihren Kutscher, der sie ermorden wollte, band ihn mit Stricken und fuhr ihn gebunden in ihres Vaters Edelhof.

Culm hat die deutsche Treue, die es dem Orden bewies, als das übrige Land abfiel, schwer bezahlen müssen. Es ward seiner Vorrechte als Immediatstadt beraubt und dem Culmer Bischof preisgegeben, welcher seine Residenz in Loebau hatte. Als es 1772 preußisch wurde, zählte man daselbst über 200 wüste Plätze. Die Häuser, welche standen, waren baufällig, zum Theil mit Stroh gedeckt; es wohnten fast lauter Polen und Juden darin. Der große Friedrich wandte der armen, geschlagenen Stadt seine Gunst in vorzüglichem Maße zu. In Ermangelung von Danzig und Thorn wollte er sie zu einem Haupt-Emporium des preußischen Handels machen. Obgleich nun dieses nicht gelang (auch wegen des späteren Anfalls von Danzig und Thorn nicht nöthig war), so ist doch Culm in Folge der Anstrengungen der preußischen Monarchen eine Stadt geworden, die mit den größeren und reicheren Städten ihres Regierungsbezirkes rivalisiren kann.

Die ausschreibende Quartierstadt des Culmer (und Michelauer) Landes war *Graudenz*, ehemals der Schauplatz tumultuarischer Landtage, wo sich die preußisch - polnischen Adels-Deputierten ohrfeigten und mit Säbeln schlugen - jetzt eine Wehrburg des Deutschthums, durch Friedrich den Einzigsten geschaffen und bewährt durch Courbière. Ein reges geistiges Leben durchströmt die Einwohnerschaft, in welcher deutsche Gründlichkeit mit polnischer Lebhaftigkeit gepaart erscheint. In ihr lebt eine Thatkraft, welche mit geringen Mitteln Großes zu leisten im Stande ist.

In der Nähe von Gaudenz liegt das berühmte Dorf *Mokrau* (nicht zu verwechseln mit dem - ebenfalls nicht unbedeutenden - Dorfe Mokrau in der Tuchler Heide),

* Thorner Pfefferkuchen - Warschauer Schuh - Posener Liqueur - Danziger Goldwasser dazu.

welches Friedrich der Große am Abend seines Lebens durch seine Revüen verherrlichte. In der Gaudenzer Gegend wurde an einigen Stellen *Trüffeln* gefunden. Als man dem großen Friedrich davon schickte, nahm er sie zwar mit Dank an, bemerkte jedoch, daß ihm *Erbsen* lieber gewesen wären. Der König war ein Feinschmecker; aber der Feinschmecker in ihm trug es niemals über den Landesvater und guten Wirth davon.

Die Hauptstadt des ehemaligen Michelauer Kreises ist **Straßburg a.d. Drewenz**, das einst die Anwesenheit der schwedischen Prinzessin Anna, Schwester des Königs Siegesmund III., Starostin der Burg, vor der Katholisierung rettete. In späteren Zeiten stiftete dort eine Starostin des Reformationskloster aus Reue darüber, daß sie eine Kammermagd unschuldig hatte hinrichten lassen. Dieselbe war in den Verdacht gerathen, Brabanter Spitzen gestohlen zu haben. Da sie leugnete, hatte man ihr das Geständnis der Tat durch die Folter erpreßt. Bald nach der Hinrichtung erkrankte eine Kuh auf dem Hofe. Man schlachtete sie und fand in ihrem Magen die fraglichen Spitzen vor.*

Im Straßburger Kreise liegt das Gut Miliszewo, dessen Besitzer *Ignaz Lyskowski*, landwirthschaftlicher Schriftsteller von Ruf, einen Hauptantheil an den günstigen Erfolgen hat, welche seinen Landsleuten auf dem Gebiet der Agrikultur zu Theil geworden.

Unweit Straßburg auf dem Wege nach Gollub liegt ein Granitstein, auf welchem einst Gustav Adolf während des ersten Schwedenkrieges getafelt hat.

Die Stadt **Gollub** liegt dicht an dem russisch-polnischen Judenstädtchen Dabrzyn (das ist der ehemalige Wohnsitz des Dobriner Ritterordens, der bei Straßburg von den alten Preußen vernichtet ward); der Fluß Drewenz, über welchen hier eine Brücke geschlagen ist, trennt sie von diesem, so wie überhaupt von Russisch-Polen ab.

Die Stadt erfreut sich eines Grenzverkehrs, den alle russischen Sperrmaßregeln nicht völlig haben ersticken können. Oberhalb derselben, nach der preußischen Seite zu, erheben sich die imposanten - theilweise konservirten - Reste des alten Comthurschlosses, von wo man einen weiten Blick nach den Gefilden Polens hat. Unweit der Stadt liegt das ehemalige Gratialgut *Lissewo*, welches Friedrich der Große dem im Alter erblindeten Geschichtsschreiber v.Baczko schenkte. Später

* So gab im Jahre 1819 der damals 105 Jahre alte Poteralski zu Protokoll. Über die Erbauung des Reformationsklosters vergl. *Zermann*, Chronist der Stadt Straßburg.

besaß es der Schriftsteller Bogomil Goltz, eine der größten Celebritäten unserer Provinz, die dem westpreußischen Boden vielfache Anregungen zu den geist- und witzsprühenden ethnographischen und socialen Gemälden verdankt, die er geliefert hat und noch liefert. Nachdem er Lissewo verkauft hatte, zog er nach Gollub, wo er sich viele Jahre aufgehalten und die Erstlinge seiner Werke geschrieben hat. Gegenwärtig lebt er in Thorn, wo man seinen Genius verehrt und zu schätzen weiß.

Die Stadt Gollub ist keine Kraehenwinkel und kein Flachsensingen oder dergleichen, wie es Bogumil Goltz in seinem genialen Unmut geschildert hat. Wie jede Grenzstadt, ist sie durch unumgängliche Reibung und Wechselwirkung vor dem Versauern gesichert. Der streitbare Charakter der Gesamtbevölkerung macht sich in einer Stadt, wo die drei Nationen der Deutschen, Polen und Juden in achtbarer Anzahl vertreten sind, und die überdies an der Grenze liegt, vorzüglich geltend. Für dumme und schwache Menschen ist in Gollub noch viel weniger Raum, als irgend wo anders in Westpreußen. Daß sich das geistige Leben einer Stadt auf denjenigen Punkt concentrirt, dem sie ihre Existenz verdankt, ist wohl natürlich. *Inter arma silent Musae.*

Von Straßburg ostwärts nach der Michelauer Seite zu liegt **Gurzno** - ein halbpolnisches Städtchen - welches durch den Sieg berühmt ist, den hier 1628 im ersten Schwedenkriege der schwedische Feldherr Wrangel über das polnische Heer erfocht.

Unweit Thorn befindet sich die Stadt **Culmsee**, der ehemalige Sitz des Culmer Domcapitels, mit einer schönen Cathedrale, in welcher der Hochmeister Siegfried v.Feuchtwangen - der erste, welcher in Marienburg residierte - begraben liegt. Unweit Culmsee der Flecken **Kewalewo** oder **Schoensee**, mit Überresten der alten Ordensburg, vor welcher der Preußen-Häuptling Dywan, genannt Clekine, erschossen ward.

Zwischen Kewalewo und Gollub sieht man eine Schanze, welche zwar Schwedenschanze genannt wird, aber von dem polnischen General Gniazdowski, dem Feldherrn der Tarnogroder Konföderation, der die Sachsen gewaltsam aus dem Lande vertrieben, aufgeworfen ist. 1716 ward er bei Kewalewo von den Sachsen unter General Bose ereilt und auf's Haupt geschlagen, nachdem die Schanze mit Sturm genommen war.

Das Culmer Land hat, wie manche anderen Länder, auch sein eigenes Rendezvous für Schlägereien. Das ist das Dorf Kielbaszyn (ehemals Worst).

„Trafimy się w Kielbaszynie“ (wir treffen uns in Kielbaszyn) ist hier die gewöhnliche Phrase von Leuten, die eine Strafe vertagen. In dem nahegelegenen Dorf Nawra (Kreis Thorn) gab es nämlich berühmte Pferdemärkte; in Kielbaszyn wurden frequente Krammärkte abgehalten. Händel also, die man in Nawra aus Zeitmangel nicht ausgefochten, wurden auf den nächsten Kielbaszzyner Markt vertagt.

Unter den kleinsten Städten des Elbinger Quartiers ragt - als die ausschreibende - die Stadt **Marienburg**, sowie ihr Schloß über alle Schlösser des Landes hervor. Die Burg des Hochmeisters zu Marienburg, deren Restaurierung wir den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. verdanken (Friedrich der Große, ein Verächter der Gotik, behauptete, dafür keinen Pfennig zu haben) - ist der bedeutendste Überrest mittelalterlicher Baukunst in der gesamten Provinz Preußens.

„Marienburg ex luto, Ofen ex saxo, ex marmore Mailand“

war im Mittelalter ein gangbarer Vers. Er beweist, daß diese Stadt, wie später Petersburg, den Triumph menschlicher Kraft und Ausdauer über die Zähigkeit der Natur in hohem Grade versinnlicht.

Unweit Marienburg liegt das Dorf *Gr.Montau*, unterhalb der Montauer Spitze, wo sich die Weichsel gabelt, und nahe bei dem in neueren Zeiten angelegten Kanal von Pickel. Gr.Montau ist der Geburtsort der h. Dorothea der Klausnerin, der einzigen preußischen Heiligen; freilich einer *apocryphischen* Heiligen, da sie der Papst nicht bestätigt hat.

Ein nicht geringer Glanzpunkt mittelalterlicher Kunstfertigkeit ist das den Stuhmer Kreis durchschneidende hydraulische Kunstwerk, vermittelt dessen die Ritter Schloß und Stadt Marienburg mit reinem Wasser verfahren.

Es ist eine Wasserleitung, welche im Baalauer See ihr Hauptbecken hat und durch den Baaker See nach Marienburg geht. Bei Georgsdorf im Stuhmer Kreise fließt ein Bach, der, im Frühjahr meist hoch anschwellend, die Gegend nach dem kleinen Werder hin bewässert. Da der Kanal hier gehen mußte, schlug man über den Bach ein hohes Gewölbe von 172 Fuß Länge und 7 Fuß Breite, so daß die Wasserleitung auf dem 30 Fuß hohen Damme weiter gehen und das Fließ quer durch den Damm fortlaufen konnte, also Wasser über Wasser lief.

Als Vorburg von Marienburg und durch den Thiergarten des Hochmeisters ist Stuhm bekannt, dessen Schloss noch gegenwärtig für die Gediegenheit des mittelalterlichen Baustils Zeugnis giebt. Unweit Stuhm liegen die Dörfer: *Altmark*,

wo 1629, und *Stuhmsdorf*, wo 1635 ein Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen durch die Vermittelung von England, Frankreich und den Generalstaaten geschlossen ward. Bei Altmark fand dieser wichtige Akt, welcher die Fortführung des 30 jährigen Krieges ermöglichte, unter freiem Himmel, bei Stuhmsdorf mitten im Dorfe statt. An der letzten Stelle befindet sich ein alter Denkstein ohne Aufschrift, den 1820 der Regierungsrat Roscius aus Marienwerder mit einem Geländer umgeben ließ.

Das Dorf *Honigfeld*, wo 1629 die Reihe von Scharmützeln begann, welche man gewöhnlich die Schlacht bei Stuhm benennt. Gustav Adolf geriet hier in Lebensgefahr, aus der ihn der Trabant Erich Soop rettete. Ferner *Weißensee*, wo König Stanislaus Leszczyński, auf seiner Flucht von Marienwerder nach Danzig, sich ein Pferd kaufte.

Tolkemit, ein kleines Städtchen am frischen Haffe, ist durch seinen Drosselfang bekannt geworden. Außerdem hat es die traurige Ehre, der Geburtsort des Dominikaner-Mönchs Simon Grunau zu sein, der einst die Landesgeschichte in einen Augiasstall tendenziöser Lügen verwandelte.

Christburg tritt durch seine reizende Lage, sowie durch die Trümmer seines verwünschten Schlosses hervor, auf welchem einst der Oberst-Trappier des Deutschen Ordens saß. Simon Grunau erzählt von diesem Schlosse eine apocryphe Spukgeschichte, Thatsache ist es, daß seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts keine Reparatur dieses Schlosses gelingen sollte. Weder Comthur noch Starost haben seit dieser Zeit darin wohnen können.

In Christburgs Nähe finden wir den Ort *Pachollen*,* vielleicht das alte Cholinum, den Flecken, wo man dem h.Adalbert von der Weiterreise in die östlichen und südlichen Gegenden Preußens abriet. Er nahm daher seinen Weg nach Westen und ging durch einen heiligen Wald, an dessen Rande - vielleicht bei *Komerau* im Stuhmer Kreise - er erschlagen ward.

Nicht weit von Christburg liegt auch das Dorf *Brodsende* in der Sorge-Niederung, welches seinen scherzhaften Namen (die Erklärung aus dem Stoßseufzer: Brod sende! ist unbegründet) der vorzugsweise durch das Wasser bedrohten Lage verdankt. Man begreift diesen Namen, wenn man eine Petition der Bewohner an die preußische Regierung liest, welche anfängt: Wir armen im Wasser sitzenden Leute.

* Vergl. Meine Geschichte des Stuhmer Kreises, S 7.189. Pachollen ist aus der Präposition pa=po und ch olm=holm der Berg zusammengesetzt; es kann also das alte Cholinum darin stecken.

Als Danzig's rechte Hand trat zu polnischen Zeiten die Stadt **Conitz** in Pommerellen, ehemals die „Pforte“ des Ordens gegen Deutschland, auf weshalb sie noch gegenwärtig „Klein-Danzig“ heißt. Es sollte eigentlich „Treuen-Conitz“ heißen; denn durch Treue gegen den deutschen Orden zeichnete sie sich vor allen Städten aus.

Conitz war ehemals ein Hauptdepot des Landhandels, welcher von Preußen nach Rußland ging. Die Conitzer Handelsherren kauften die schlichten Tuche, wie man sie in den kleinen Städten von Süd-Pommerellen und dem Netzedistrikt verfertigte, ließen sie appetiren und debitierten sie nach Rußland, wo man sie allen anderen vorzog. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war dieser Handel nicht ganz erloschen; es leben noch gegenwärtig Greise, die den Moskauer Kaufmann auf dem Conitzer Markte sahen. Eine berühmte Tuchhändlerfamilie waren die *Leß*, aus denen der in weiten Kreisen bekannte Theologe *Daniel Leß* herammt.

An Universalität und Gewandtheit wetteiferten die Conitzer Bürger mit den Thornern und Danzigern. Aus Conitz stammte der gelehrte *Martin Böhm*, Verfasser der „Meletemata Torunensia“, der auch „de constantia Choineciae“ geschrieben hat; *Goedtke*, der Verfasser einer Kirchengeschichte der kleinen Städte in Westpreußen; in neueren Zeiten *Bennwitz*, der sich durch mehrfache Publikationen um die Landesgeschichte verdient gemacht, und *Mützell*, der in Berlin als Provinzschulrat starb. Aus Conitz stammen auch die *Jeschke*, von denen einer Abt von Oliva war.

Bei Conitz wurde jene berühmte Schlacht geliefert, welche der Orden im Anfang des 13jährigen Landeskrieges (1454) über die Polen gewann. Es war im „Hiergrund“, wo die Prahlereien der Polen, die sich im Lager bei *Gr.Zickwitz* vermessen hatten, das Ordensheer mit den Peitschen ihrer Fuhrleute von dannen zu treiben, bestraft wurden. Bei Conitz war es auch, wo 1656 der schwedische Oberst Rutger Ascheberg die polnische Kavallerie unter Wisniowiecki überfiel und größtentheils niedermachte. Die Schweden nahmen in der Folge die Stadt wieder ein und verließen sie erst 1659, wo der Prinz Adolf Johann die Besatzung freiwillig aus der Stadt zog. Auf dem Wege nach der Weichsel wurde er in der Tuchler Heide bei *Wojczywoda* von den Polen angegriffen, schlug sie jedoch durch einen glänzenden Angriff zurück. Man sieht, daß dies ein für Polen unglücklicher Boden war.

Auch unter polnischer Herrschaft hat sich die Stadt Conitz spezifisch deutsch erhalten. Zwar litt sie Drangsale genug; sie mußte es schließlich mit ansehen, wie

die Jesuiten ihr Hauptquartier in sie hinein verlegten. Von hier aus warfen sie sich auf die evangelischen Bauern der Umgegend, welche sie in Masse katholisirten. Die Conitzer selbst leisteten hartnäckigen Widerstand. Wie sie ehemals dem Orden treu geblieben waren, so blieben sie jetzt dem evangelischen Bekenntnisse treu.

Nicht weit von Conitz liegt das ehemalige Kloster *Jacobsdorf*, jetzt eine Emeriten-Anstalt für katholische Geistliche. Die ehemalige Klosterkirche hat ein merkwürdiges Gewölbe, in welchem sich, wie in demjenigen des Doms von Quedlingburg, die Leichname uneinbalsamiert zu erhalten pflegen.

Westwärts von Conitz liegt die Stadt **Schlochau**, auf deren Schlosse zur Ordenszeit der Comthur, zu polnischen Zeiten der Starost des Brahedistriktes wohnte. Zur Zeit der ersten Theilung war das Schloß in den Händen der Radziwill, deren Haustruppen in die Gefangenschaft der einrückenden Preußen fielen. Am Schlosse liegt der Amtssee, dessen Meliorationen Friedrich der Große auf dem Wege nach Mokraustets zu inspizieren pflegte, und eine reizende bewaldete Anhöhe, die Kujawe oder die Buchenhöhe genannt, welche als Vergnügungsort für die Städter dient.

Von den südpommerellischen Städten nennen wir **Hammerstein**, einst von deutschen Böhmen gegründet, welche die Kunst des Glasmachens zuerst nach Westpreußen trugen. Bei dieser Stadt hob im ersten Schwedenkriege Koniecpolski einige tausend Rekruten auf, welche den Schweden von Pommern und Mecklenburg aus zuzogen. Ferner *Pr.Friedland*, nicht zu verwechseln mit Friedland in Ostpreußen, auch nicht mit Märk. Friedland, ehemals Poln. Friedland und Fredlancyk genannt, welches zu Gr.Polen gehörte und gegenwärtig im D. Crone Kreise liegt. In Friedland nahm schon zu polnischen Zeiten das Herrnhuterthum überhand; gegenwärtig befindet sich daselbst eine Gemeinde von Baptisten. In **Baldenburg** bestand eine merkwürdige, nicht sehr zahlreiche Sekte noch in neueren Zeiten, welche in einer Schneiderfrau, Namens Cardocus, das Weib aus der Offenbarung Johannis verehrte, das mit der Sonne bekleidet ist. Nicht weit von Waldenburg liegt das Dorf *Ponkuhlen*, wo noch im Jahre 1787 gewisse Frauen der Hexerei beschuldigt wurden und in Lebensgefahr kamen. Eine dieser Frauen rettete sich nur dadurch, daß sie sich von der Frau Somnitz aus Gr. Maslowitz bei Bütow - einer somnambülen Prophetin - justisiciren ließ.* Das schon erwähnte Städtchen

* Wie schon angedeutet, ist dies eine Gegend, wie die, aus welcher die schottischen „Seher“ stammen. Zwischen Kremerbruch und Trzebiatow (Kreis Rummelsburg) befindet sich der „Hexensee“. Wer sich in demselben badet, gewann Zauberkraft. In der Mitte des vorherigen Jahrhunderts wurden mehrer alte

Landeck ist durch die Überbleibsel eines Burgwalls merkwürdig, welcher sich mitten in der Stadt befand. **Tuchel**, die Hauptstadt der Tuchler Heide, ist der Geburtsort des berühmten polnischen Feldherren *Nowodworski*, welcher hier eine gelehrte Schule gestiftet hat. Auch *Johannes Cervus* ist hier geboren worden.

In Nord-Pommerellen, auf dem kassubischen Hochlande, befindet sich ein Kreis ohne Städte, dessen Hauptort **Carthaus**, ehemals Marien-Paradies genannt, in früheren Zeiten ein Kloster des zum ewigem Stillschweigen verbundenen Ordens von Chartreuse enthielt. Zwischen Bergen und Seen in einer reizenden Gegend gelegen, durch gute Verkehrsstraßen mit Danzig verbunden, kommt es gegenwärtig als Bade- und Vergnügungsort in Aufnahme.

Nördlich von Carthaus finden wir die Stadt **Neustadt** (Weyersfrei), Sitz eines Franziskaner-Klosters und frequenter Wallfahrtsort. Sie ist von der Familie v. Weiher gegründet, welche nebst den Prebentow, Krokow und Kayserlink in dieser Gegend begütert ist. Die Weiher theilten sich in eine katholische und eine evangelische Linie. Die erstere hat der polnischen Republik den berühmten General Jacob Weiher und den Fürsten von Hohenzollern eine Gemahlin gegeben.

Neustadt ist der Hauptort eines Kreises, in welchem die Dörfer *Wyszeczyn*, wo 1734 der russische General Leffe die Polen (Anhänger des Stanislaus Leszczinski) unter Sarlo schlug, und *Rahmel*, wo im 12. Jahrhundert der päpstliche Legat von den noch heidnischen Bewohnern gefangen ward. Nicht weit von der Grenze des Kreises Neustadt, aber im Carthäuser Kreise, liegt *Suleczyn*, welches dem polnischen Geschichtsschreiber Reinhold Heiderstein-Suleczycki zugehörte, und *Leesen*, wo sich der Günstling des Polenkönigs August II. (des Starken), Graf Prebentow, ein prachtvolles Schloß erbaute.

Im Süden des Carthäuser Kreises liegt die Kreisstadt **Berent**, ehemals „zum Bern“ genannt, polnisch *Kościierzyn*, an einem See, dessen Binsen - nach Tettau - genau dieselbe Figur zusammenstellen, welche auf dem Stadtwappen zu sehen ist.

Südöstlich von Berent finden wir Stargard, das ehemals die Pommerellenherzoge den Johannitern schenkten; nicht weit davon *Thymau*, das im Besitz der Ritter von Calatrava gewesen ist. Nördlich von Thymau liegt die Stadt **Mewe**, die erste Erwerbung des deutschen Ritterordens in Pommerellen, im Mittelpunkte des fetten Höhenbodens, den die Polen „Fetteraki“ nennen. Zwischen hier und Dirschau

streckt sich der klassische Landstrich, wo Gustav Adolf, mit den Polen scharmützelnd, am Halse verwundet wurde. Nicht weit von Mewe liegt **Pelplin**, ein ehemaliges Klosterdorf, wo gegenwärtig der Bischof und das Domkapitel von Culm seinen Sitz hat.

Dirschau, die berühmte Brückenstadt, stellte zu den kosmopolitischen Celebritäten auch einst sein Kontigent. In Dirschau ist der berühmte Reinhold Forster geboren, wie eine durch die Bemühungen des Sanitätsrats Dr. Preuß hergestellte Gedenktafel jetzt auch dem Fremden anzeigt. Er stammte aus einer schottischen Familie, die aus ihrem Vaterlande, wie viele ihrer Landsleute, während er Stuartischen Religionsverfolgungen nach Preußen geflohen war. Ursprünglich wohnte sie in **Neuenburg**, einer auf hohen Bergen an der Weisel malerisch belegenen Stadt, im Schweizer Kreise.

Die Hauptstadt des Schweizer Kreises, **Schwez** selbst, jetzt Sitz eines Irren- und Landarmenhauses, ist eine der ersten Christenstädte in dieser Gegend. Schon 1190 wird in Schwez eine christliche Kirche erwähnt. In neueren Zeiten wurde die Stadt von Überschwemmungen in einem Grade heimgesucht, daß sich viele Bewohner jenseits des Schwarzwassers auf einer Anhöhe anbauen, die für die Weichsel unerreichbar war; wodurch jetzt eine fast neue Ortschaft, die man Ober-Schwez nennen könnte, entstanden ist.

Unweit Schwez befindet sich das ehemalige Klosterdorf *Topolno*, wo Karl XII. während des nordischen Krieges geraume Zeit in Quartier lag.

Im Schweizer Kreise liegt auch *Warlubieñ*, der Bahnhof von Graudenz und Umgebung. Das ist der Geburtsort des durch seinen folgenreichen Abfall von der römisch - katholischen Kirche bekannten Predigers *Czerski* in Schneidemühl, der hier in einer Bauernhütte geboren ward.

Gehen wir auf den noch jetzt westpreußischen Theil des Netzedistriktes über, so finden wir **Flatow**, mit einem prinzlichen Schlosse, an welches sich ein ehemaliger Thierpark schließt. Während die Stadt dem Grafen Potulicki gehörte, siedelten sich hierselbst viele Juden an. Es waren die ihn umgebenden jüdischen Elemente, welche dem in Flatow geborenen Judenmissionar Schulz (Verfasser der „Leitungen des Höchsten“) zu seiner apostolischen Thätigkeit den Impuls verliehen.

Nicht weit von Flatow liegt das Dorf *Gresonse*, auf welchem der berühmte Blücher in den Jahren 1774 - 80 als Pächter lebte. Auf dem Kirchhofe daselbst, wo

Weiber beschuldigt, sich in diesem See gebadet zu haben. Nur das direkte Einschreiten der Regierung konnte sie vor dem Scheiterhaufen bewahren, der ihnen schon errichtet war.

zwei seiner Söhne ruhen, ließ ihm im Jahre 1863 der jetzige Besitzer der Herrschaft Flatow, Prinz Karl von Preußen, ein Denkmal setzen.

Südlich von Flatow treffen wir auf die kleine Stadt **Krojanke**, nach der Vermutung Einiger das alte Scugon, welches Ptolomäus, als auf der Handelsstraße zwischen Rügenwalde und Kalisch befindlich, erwähnt. Die Herrschaft Krojanke gehörte in den ersten preußischen Zeiten dem Grafen Flatow, einem Günstling des Königs, welcher, auf diesen Umstand fußend, mit eigenen Postillonen fuhr, die vor ihm blasen mußten. Als dies dem Könige zu Ohren kam, verwies er es ihm mit den Worten: „Schaff Er sich Hörner an, so viel er will, aber keine Posthörner; denn dieses ist gegen die Bestimmung“.

Im Flatower Kreise liegen ferner: die Stadt **Cam'n**, ehemals der Sitz eines Erzbischöflichen-Gnesenschen Collegiatstifts, an mehreren Seen, in denen man Maränen fängt; **Vandsburg**, ein kleiner freundlicher Ort, in dessen Nähe die eßbare Gartenschnecke (*Helix pomatia*) gefunden wird; **Zempelburg**, die Metropole der westpreußischen Juden, früher dadurch merkwürdig, daß hier die Zahl der Juden der Zahl der christlichen Bewohner gleichkam. Noch hängt hier der Aïref (Himmelsfaden), welchem man im eigentlichen Westpreußen nicht mehr begegnet. Will ein west- oder auch ostpreußischer Jude eine Familie gründen, so kehrt er gern in diesen Heimathssitz des echten und unverfälschten Judenthums zurück, um sich daselbst die Stammutter des zu erzielenden Geschlechts zu suchen. Die Zempelburger Jüdinnen sind als die besten Ehefrauen und Familienmütter weit und breit berühmt; was ihnen etwa an klingender Mitgift abgeht, pflegen sie durch Schönheit und häusliche Tugenden reichlich zu ersetzen.

Westlich von Flatow, hinter dem Küddowflusse, finden wir **Deutsch-Crone** in einer Gegend, die von den Jesuiten rekatholisiert wurde, ohne ihre deutsche Nationalität einzubüßen. Bei den Deutsch-Croner Jesuiten hat der berühmte Dichter *Ewald v. Kleist* seine gelehrte Bildung erhalten, die er später auf dem Danziger Lyceum vervollständigte.

Es ist erkennenswert, daß der Graf Ladislas Plater in seinem „Opisanie Województwa Poznańskiego“ dieses Umstandes erwähnt, während deutsche Schriftsteller ihn zu übergehen pflegen. Wenigstens geben sie Namen und Lage der Stadt in der Regel nicht richtig an. Auf ähnliche Weise läßt J. Scherr (Leben Blüchers) das Dorf Gresonse irgendwo in „Polen“ liegen, fügt aber die phantasiereiche Conjectur: „Gerissunde“ hinzu. Wie würde er sich wunder, wenn er erführe, daß es ehemals Dzwierzno oder Dzierzażno (= Pforten) hieß.

Im Kreise Deutsch-Crone liegt auch **Jastrow**, eine Kolonie der Schotten,* dessen Weinberge im zweiten Schwedenkriege verwüstet und später nicht mehr angebaut wurden. Die Stadt führt eine Weintraube im Wappen und ist gegenwärtig durch ihre Pferdemarkte weit und breit bekannt. **Schloppe** ist der Stammsitz der Czarnkowski, deren Ahnherr Dzierzykraj bei polnischen Schriftstellern als der erste christliche Häuptling in dieser Gegend gilt. In der Pfarrkirche von **Tütz** liegen die letzten Wedel von der katholischen Linie (v. Wedel-Tucznski) begraben. **Mürkisch-Friedland** kann als die Mater eines großen Theiles der heutigen Berliner Judenschaft betrachtet werden. Das Dorf **Clausdorf** war der Stammsitz der berühmten Goltze, welche die Konföderation von Thorn gestiftet haben.

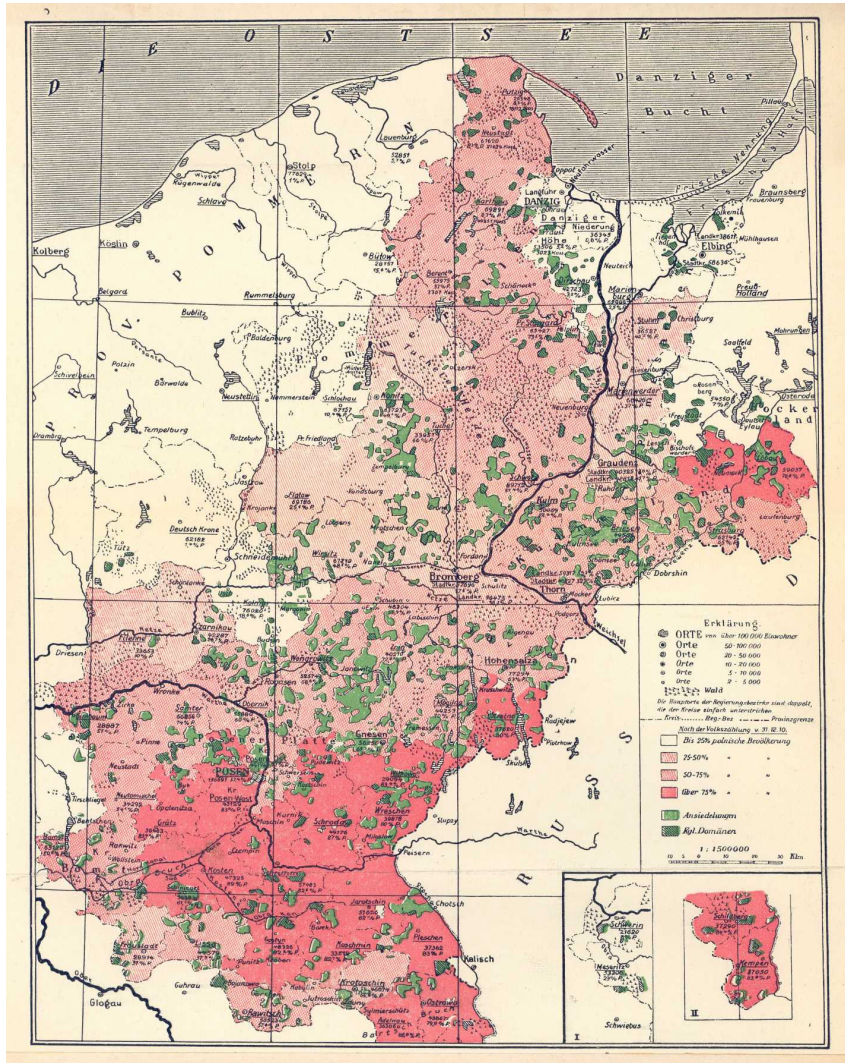
In dem ehemals ostpreußischen Antheile von Westpreußen finden wir die jetzige Departementsstadt **Marienwerder**, in welcher lange Zeit hindurch das Domkapitel von Pomesanien seinen Sitz gehabt. Als eine Merkwürdigkeit kann man von ihr die sogenannte polnische Kirche erwähnen, welche die längste in der ganzen Provinz Preußen ist. Auf einem Brunnen in der Stadt ist ihrem Erbauer, dem Landmeister Hermann Balk, ein Standbild gesetzt. Aus Marienwerder stammt der in weiteren Kreisen bekannte Literator Julian Schmidt, der hier seine erste Bildung genossen hat.

Unweit Marienwerder liegt **Riesenburg**, der ehemalige Sitz des Bischofs von Pomesanien, unter den kleinen Städten seines Distrikts durch Wohlhabenheit und Intelligenz berühmt, welche letzteres durch viel Stipendien für Studierende genährt und gefördert wird. An Riesenburg und das bei **Freistadt** gelegene Dorf **Gr. Tromnau** knüpft sich jene süßen Erinnerungen, aus denen Bogumil Goltz das reizende Idyll seines Jugendlebens geschaffen hat.

Es ist bezeichnend, daß sich dieses Idyll in einer Landschaft entwickelt, die zu Westpreußen erst in späteren Zeiten kam. Das echte Westpreußen giebt für Idylle keinen günstigen Boden ab.

* Die Schotten nährten sich in Westpreußen meistens von Hausirhandel. Den deutschen Zunftbürgern waren sie, gleich den Juden, die Handel trieben, stets ein Dorn im Auge. Es verging zu polnischen Zeiten fast kein Landtag, wo nicht die schärfere Handhabung der Edikte gegen „Schotten, Juden und Paudelkrämer“ beantragt ward.

**Nationalitätenkarte von Pommern und Posen, herausgegeben im J. 1913
vom „Ostmarkenverein“**



50a

Bereitgestellt durch:

Studienstelle Ostdeutsche Genealogie

(insbes. Pommern und Pommernellen)

der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund

Leiter:

Klaus-Dieter Kreplin, zum Nordhang 5, D-58313 Herdecke

Tel. [49] (0)2330 - 974294

E-mail: kdkreplin@studienstelleog.de

Auskunft Westpreußenkartei:

Hans-Jürgen Kappel, Wollmeine 4a, D-59519 Möhnesee

E-mail: hjkappel@t-online.de

50b